

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte
zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934

März

Heft 3

Aus dem Inhalt:

O. Suffert: Die Germanen in der Silvesterpredigt
des Kardinals Faulhaber

Dr. Georg Buschan: Altgermanisches in Kult und
Volkstum des deutschen Volkes (Schluß)

Museumsdirektor Dr. C. Kademacher: Germa-
nische Grabgefäße aus der Kölner Gegend
(Mit Abbildungen)

Hans Müller-Brauel: Ein altgermanischer Back-
ofen entdeckt (Mit 2 Abbildungen)

Prof. Dr. Albert Becker: Gollenstein und Brun-
holdisstuhl

Rufer im Streit

Aus der Landschaft

Hans A. Luckwald: Dom Ringkreuz V
(Mit 5 Abbildungen)

Bücherwaage / Zeitschriftenschau



ÜBERRECHT VON VON ASSER

Verlag von K. f. Koehler Leipzig

»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold“, Bandelstr. 7

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte

Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich Zustellgebühr. Einzelheft RM 1.20

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postfachamt Leipzig Nr. 4234
Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag bezogen werden

Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden. Sie werden zum Teil in die Gruppe „Der Bücherbote“ aufgenommen. Ausführliche Besprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücherwaage“

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (R. F. Koehler, Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen. Die Preise werden jeberzeit gerne mitgeteilt.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat D. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11. Berliner Redaktion: Hans Wolfgang Behm, Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 16, Fernsprecher G 9, Albrecht 5536. Verantwortlich für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Verlag: R. F. Koehler, G. m. b. H., Leipzig C 1, Postfach 81, Fernsprecher 64121. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7. D. V. IV. Bj. 1933 4.400

Inhalt des Märzheftes

Die Germanen in der Silberpredigt des Kardinals Faulhaber. Von D. Suffert.	65	Gollenstein und Brunholbisstuhl. Von Prof. Dr. Albert Beder	81
Altgermanisches in Kult und Volkstum des deutschen Volkes. (Schluß.) Von Dr. Georg Buschan	71	Auser im Streit	83
Germanische Grabgefäße aus der Pölnzer Gegend. Von Museumsdirektor Dr. C. Kademacher . .	76	Aus der Landschaft Vom Ringkreuz V. Von Hans A. Ludwals	87
Ein altgermanischer Badofen entdeckt. Von Hans Müller-Brauel	78	Bücherwaage	92
		Zeitschriftenchau	93
		Vereinsnachrichten	95

Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold“

hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deutschen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken. Wer diese selbstlosen Bestrebungen unterstützen will,

werde Mitglied der Vereinigung!

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der Deutschen Landschaft vorhanden, als gemeinhin angenommen wird.

Anmeldungen sind an die Hauptstelle, Detmold, Bandelstraße 7, zu richten

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, e. V., Sitz Detmold

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934

März / Lenzing

Heft 3

Alles unser Suchen ist ein Weg zurück,
Alles unser Finden nur ein Wiederkehren,
Alles Erkennen nur ein Auferstehn,
Uralter Weisheit unser Wissen nur ein Stück.

Alles unser Ringen ist ein Quellengraben
Nach heiligen Wassern, die versiebert sind,
Nach einem Strom, der in der Tiefe rinnt,
Zu dessen Ufern wir den Pfad verloren haben.
E. W.

Die Germanen in der Silvesterpredigt des Kardinals Faulhaber

von O. Suffert

Daß die Geschichte neben ihren rein wissenschaftlichen Feststellungen große politische Aufgaben zu erfüllen hat, ist bekannt, und heute wird kaum jemand so töricht sein wollen, diese Aufgabe zu bestreiten. Ich erinnere etwa an die politische Bedeutung der an sich rein wissenschaftlich bearbeiteten Vorgeschichte des Weltkrieges, wie sie in dankenswertester Weise in den „Berliner Monatsheften“¹ betrieben wird. Oder etwa an wissenschaftliche Untersuchungen über die Haltung eines Teiles der deutschen Presse im Weltkrieg, aus denen sich ohne weiteres Richtlinien für das politische Handeln ergeben?²

Auch die deutsche Urgeschichte hat, seitdem wir den völkischen Staat haben, eine politische Aufgabe erhalten. Demgegenüber kann man gelegentlich den Einwand hören, daß Geschichte und Urgeschichte bezüglich ihrer politischen Gegenwartsaufgaben nicht verglichen werden könnten. Jene zeige — und zwar um so besser, je näher uns der behandelte Zeitraum liege — Kräfte auf, die noch in die Gegenwart hinein wirkten, diese aber liege viel zu weit zurück, um auf das politische Leben der Gegenwart irgendwelche Wirkungen haben zu können. Dieser Einwand ist nicht stichhaltig.

¹ Herausg. von Dr. h. c. Alfred v. Wegerer (Zentralstelle für Erforschung der Kriegursachen).

² W. Nicolai, Nachrichtendienst, Presse und Volksabstimmung im Weltkrieg.

Ein gesunder Staat ist nicht möglich ohne Ehre und Selbstachtung des Volkes, für das er die politische Form ist. Unsere Gegner im Weltkrieg haben das genau gewußt, und deshalb gaben sie sich die größte Mühe, die Selbstachtung des deutschen Volkes zu zerstören. Der völkische Staat setzt voraus, daß sein Volk nicht nur heute, sondern von jeher wertvoll gewesen ist. Werden diese Werte herabgemindert, so wird durch solches Vorgehen zugleich der Wert des völkischen Staates überhaupt verkleinert.

Eine solche Wertminderung liegt vor, wenn unsere Vorfahren nach den verschiedensten Richtungen hin als „Barbaren“ hingestellt werden, wenn man behauptet, „Kultur“ sei ihnen erst durch gütige fremde Vermittlung aus fremdvölkischen Quellen gebracht worden. Solche Behauptungen sind zweifellos geeignet, die Selbstachtung unseres Volkes zu erschüttern. Gegen solche falschen Meinungen aufzutreten ist die Aufgabe der Urgeschichtsforschung, und somit ist ihre politische Bedeutung zur Gegenwart erwiesen.

Noch 1933 ist in der Presse verschiedentlich darauf hingewiesen worden, daß es nunmehr überflüssig sei, Beweise dafür zusammenzutragen, Germanien habe von jeher eine arteigene Kultur gehabt. Ein solches Bemühen hieße, offene Türen einrennen. Dem ist nicht so. Am Silvesterabend 1933 hat der Kardinal Faulhaber, nachdem drei Adventspredigten über das Alte Testament und eine über den „Eckstein zwischen Judentum und Christentum“ vorangegangen waren, in St. Michael in München eine Predigt¹ über „Christentum und Germanentum“ gehalten, in der es klar und deutlich heißt (S. 8): „Von einer eigentlichen Kultur der vorchristlichen Germanenzeit (Es handelt sich um die alten Germanen vom 1. bis zum 9. Jahrhundert, also nicht um die Deutschen des eigentlichen Mittelalters.“ S. 3) kann nach Tacitus nicht die Rede sein.“

Eine Predigt von dieser Grundhaltung, gehalten an diesem Tage und in diesem Orte von einer solchen Persönlichkeit, das klingt wie eine Kampfanfrage für das Jahr 1934. Zum mindesten zeigt sie, daß der Kampf gegen die Falschmeinung von der Kulturlosigkeit unserer Vorfahren längst noch nicht überflüssig geworden ist. Wäre er es, dann hätte eine derartige Predigt nicht gehalten werden können.

Es ist deshalb von grundsätzlicher Bedeutung, daß Alfred Rosenberg, der Leiter des außenpolitischen Amtes der NSDAP. und Reichsleiter des Kampfbundes für Deutsche Kultur, am 21. Januar 1934 in Hannover sich scharf gegen die Predigt des Kardinals wandte. Und wesentlich ist ferner, daß die Kundgebung veranstaltet war von der Gauleitung der NSDAP. Südhannover-Braunschweig und der Landesleitung Niedersachsen des Kampfbundes für Deutsche Kultur, und nicht zufällig dürfte es gewesen sein, daß die Hitler-Jugend mit ihren Fahnen teilnahm.

Im vorliegenden Zusammenhang müssen wir uns darauf beschränken, aus dem Vortrag über den Kampf der Weltanschauungen jene Ausführungen herauszuziehen, die sich gegen die Predigt des Kardinals richten. Der Widerlegung dieser Vorwürfe schickte Rosenberg grundsätzliche Bemerkungen über das Verhältnis des Nationalsozialismus zu den geltenden Konfessionen voraus. Der Nationalsozialismus lehne eine Festlegung auf konfessionelle Grenzen ab. Er verfechte den Grundsatz der Duldsamkeit, und dieser Grundsatz entstamme der germanischen Begriffswelt und Weltanschauung (Man erinnere sich der Vorgänge bei der Einführung des Christentums auf Island!). Germanische Freiheit bestehe in Anerkennung von Gesetz, Recht und Staat bei innerlicher Selbstverantwortlichkeit, und in der Ehrfurcht vor jeder ehrlichen Glaubensüberzeugung. Im Rahmen der deutschen Bewegung sei kein Raum für Dogmenstreit, ihr sei es vielmehr zu tun um Charakterbildung. Zeitweise habe man versucht, den Menschen durch

¹ Christentum und Germanentum. Silvesterpredigt von Kardinal Faulhaber in St. Michael zu München am 31. Dezember 1933. Druck und Verlag H. Huber, München 2 M, Reuturmstr. Seitenzahlen angeführter Stellen beziehen sich auf diese Ausgabe.

Furcht und Angst vor dem Jenseits zu erziehen; der Nationalsozialismus appelliere im Gegensatz dazu an Mut und Kraft.

Rosenberg verlas nun einige Stellen aus der Predigt des Kardinals Faulhaber, um zu belegen, daß dieser den Ergebnissen der Erforschung unserer germanischen Urgeschichte ganz unwissend gegenüberstände. Wenn ferner Faulhaber sagt, daß dem Vaterlande mit echten Jüngern des Evangeliums mehr gedient sei als mit „kriegslüsterne Germanen“, so betonte Rosenberg, daß sich der Kardinal damit die Beschuldigungen unserer Feinde — und um die Entkräftung dieser Anwürfe und Anklagen gehe zur Stunde noch unser ganzes außenpolitisches Ringen — zu eigen zu machen scheine. Wenn Faulhaber weiter sagt, daß wir nicht darum vom Kommunismus befreit worden seien, um in altgermanische Barbarei zu verfallen, so könne das nur als schwerste Diffamierung jener Selbstbestimmung angesprochen werden, die sich im Dritten Reich vollziehe. Der Kardinal habe es lediglich Adolf Hitler zu verdanken, wenn er heute überhaupt in Deutschland noch predigen könne.

„Wir müssen uns dagegen wehren, wenn die deutsche Geschichte und die deutsche Vergangenheit, wie wir sie sehen, plötzlich schlecht gemacht wird. Wir müssen einen Appell an das deutsche Volk richten, derartige Redensarten, die die deutsche Vergangenheit und die germanische Kultur mißachten, nicht in Ruhe hinzunehmen. Aus der Wertung der Rassen und den Kenntnissen, die uns daraus geworden sind, haben wir freilich in vielem eine andere Auffassung des Verlaufs der deutschen Geschichte erhalten. Wir glauben nicht, daß es angeht, dieses Dritte Reich, das wir bauen, unmittelbar als die Fortsetzung des Römischen Reiches Deutscher Nation zu bezeichnen, das zu seiner Entstehung es nötig hatte, durch den Frankenkönig Karl unter dem Vorwande der Christianisierung 4500 Sachsen hinmeheln zu lassen. Wir glauben, daß uns der Sachsenherzog Widukind nähersteht als Karl der Große. Wir sehen eine neue Geschichtsreihe vor uns entstehen, die von Armin dem Cherusker über Widukind, Heinrich den Löwen bis zu Adolf Hitler führt. Und wir sagen, daß heute Widukind durch Adolf Hitler Karl überwunden hat.“ (Aus dem Bericht eines Teilnehmers an der Kundgebung.)

„Germanien“ hat es ebenfalls von jeher vermieden, sich auf eine Konfession festzulegen, und eine Behandlung der Predigt des Kardinals Faulhaber beschränkt sich deshalb für uns auf eine wissenschaftliche Prüfung jener Behauptungen, die der Kardinal über die Zustände der vorchristlichen Zeit Deutschlands vorbringt, und der Methode, mit der er arbeitet.

Die Predigt will das Christentum verteidigen, „denn im deutschen Volk sind Geister an der Arbeit, um neben den beiden christlichen Bekenntnissen eine nordisch-germanische Religion aufzurichten“ (S. 2). Diese Verteidigung „soll das Germanentum nicht anklagen oder angreifen“ (S. 3), tatsächlich setzt sie es unerhörter Weise herab, weil der Verfasser die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung einfach übergeht oder sie nicht kennt. Die Predigt ist in vier Fragen gegliedert; sie heißen:

1. Wie es bei den alten Germanen in ihrer vorchristlichen Zeit ausgesehen hat.
2. Wie das Christentum bei den alten Germanen eingeführt wurde.
3. Wie sich das Christentum zur germanischen Rasse stellt.
4. Wie sich das Christentum zu den germanischen Volksgebräuchen stellt.

Wir stellen uns durchaus zu der Vorbemerkung, die der Beantwortung der ersten Frage vorangeseht ist (S. 3/4). „Die deutsche Wissenschaft hat in aller Welt den Ruhm, daß sie wahrhaft wissenschaftlich aus den G e s c h i c h t s q u e l l e n schöpfe und nicht mit Mutmaßungen sich begnüge. Wir wollen hoffen, daß dieser gute Ruf deutscher Geistesarbeit auch auf dem Gebiet der deutschen Alttertumskunde erhalten bleibe, daß also alle, die über die Zustände bei den alten Germanen schreiben, zuerst Quellenstudien machen und nicht mit eigener Phantasie und nach eigenen Vorurteilen Märchen zusammendichten.“ *Quellen-*

Len studien! nicht die unkritische Übernahme eines Quellenberichtes! So aber verfährt Kardinal Faulhaber. Es dürfte heute kaum mehr irgendwo bestritten werden, daß zu den Quellen, die für die Geschichte unserer Vorfahren auszuwerten sind und in weitestem Maße auch wissenschaftlich ausgewertet werden, nicht allein die schriftlichen Quellen gehören, sondern die mindestens ebenso wichtigen, für die gesamte Kultur der Stein-, Erz- und frühen Eisenzeit überhaupt allein vorhandenen und maßgebenden Bodenfunde. Nichts davon in der Predigt! „Zum Glück besitzen wir über die Zustände bei den alten Germanen eine kleine, aber wertvolle Geschichtsquelle in der ‚Germania‘ des römischen Geschichtsschreibers Tacitus aus dem Jahre 98 nach Christi Geburt . . . Wir halten uns an diese Geschichtsquelle“ (S. 4). Selbst wenn man sich auf schriftliche Quellen beschränken will, so dürfte auch jedem, der den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, bekannt sein, daß wir doch einiges mehr haben als den Tacitus; womit nicht gesagt sein soll, daß wir den entbehren möchten.

In sieben kleinen Abschnitten wird nun zu beweisen versucht, daß die Germanen in der vorchristlichen Zeit eine eigentliche Kultur nicht gehabt haben. Jeder dieser Abschnitte beginnt mit den Worten „Tatsache ist, daß . . .“ Ich stelle zunächst diese „Tatsachen“ zusammen: Vielheit von Göttern, Menschenopfer, wilder Aberglaube, unbändige Kriegslust, Sklaverei, sprichwörtliche Faulheit und Trunksucht.

1. „Tatsache ist, daß die alten Germanen rechts und links vom Rhein, südlich und nördlich von der Donau eine Vielheit von Göttern verehrten, den Merkur (Germania, Kapitel 9) und Herkules, Donar und Wotan, Tuisko und Thor, Kastor und Pollux (R. 43). Dazu auch weibliche Gottheiten, die Mutter der Erde und Freia. Ein Teil dieser Gottheiten war aus dem Pantheon der Römer übernommen, also nicht auf germanischem Boden gewachsen.“ Leider ist nicht gesagt, welche Götter nun von den Römern übernommen sein sollen. Ich finde keine unter den aufgezählten. Aber wir müssen bekennen: es wurden, landschaftlich verschieden, noch viel mehr Götter verehrt; schon Tacitus gibt mehr an (weiteres siehe etwa Sachwörterbuch der Deutschkunde¹ unter dem Stichwort „Germanen“: IX. Religion). Ich verzichte bezüglich der Vielgötterei auf naheliegende Gleichläufigkeiten der Gegenwart, um Abschweifungen ins Religiöse zu vermeiden. Die „Vielgötterei“ ist der erste der Beweise, daß den Germanen in vorchristlicher Zeit keine eigentliche Kultur zukommt. Logischerweise müßte sämtlichen Völkern, die mehrere Götter angebetet haben, also den Griechen, Römern, Ägyptern, Babyloniern usw., ebenfalls der Name eines Kulturvolkes abgesprochen werden. — Kastor und Pollux erwähnt Tacitus im Kapitel über die Ostweben bei den Naharnavalen, und in Hinblick auf die „Entlehnungen“ ist es besonders reizvoll, wie er diese Erwähnung abschließt: „Bei den Naharnavalen zeigt man einen alten Hain mit altem Kult. Vorsteher ist ein Priester in Frauenkleidung, als Gottheiten nennt man aber in römischer Umdeutung Kastor und Pollux. Das ist ihr Wesen, ihr Name ist Alken. (Ich erinnere an die Forderung, wahrhaft wissenschaftlich aus den Geschichtsquellen zu schöpfen.) Kein Bild, keine Spur von einem Auslandskult; als Brüder jedoch, als Jünglinge werden sie verehrt.“² —

¹ Sachwörterbuch der Deutschkunde. Hg. von Dr. W. Hofstaetter und Dr. U. Peters. 1930. B. G. Teubner. — Ich beziehe mich noch verschiedentlich auf das Sachwörterbuch, da es, das liegt in der Natur des Handbuches, auf Tendenz verzichtet, da es vor 1933 erschienen ist und da es von der Deutschen Akademie in München besonders gefördert worden ist. Sachberater des Sachwörterbuches sind für Germanisches Altertum Universitätsprofessor Dr. G. Neefel-Berlin und für Vorgeschichte Universitätsprofessor Dr. Wahle-Heidelberg.

² Apud Naharnavalos antiquae religionis lucus ostenditur. praesidet sacerdos muliebri ornatu, sed deos interpretatione Romana Castorem Pollucemque memorant. ea vis numini; nomen Alois. nulla simulacra, nullum peregrinae superstitionis vestigium. — Die Übersetzung nach der Ausgabe von Geh. Stud.-Rat Dr. G. Ammon (Meisterwerke der Weltliteratur, hg. von Oberstud.-Rat Vinzenz Löfl), Bamberg 1927. Der lateinische Text nach Müllenhoff, Germania Antiqua. Berlin 1873. — Vgl. D. Huth, der Zobtenberg als Vandalenheiligtum. Sonnenwendfest und Zwillingenkult. Germanien 5 (1933), S. 178.

Warum in dem Tatsachenbericht einmal Donar genannt wird und gleich darauf Thor, bleibt unerfindlich; meines Wissens ist an der Tatsache, daß Thor die lautgesetzlich entsprechende nordgermanische Form für den südgermanischen Gott Donar ist, nicht weiter gezweifelt. Trotz der Einführung des Christentums hat sich das Andenken an ihn erhalten. Wenn auch schon der heilige Eligius und zahlreiche Synoden dagegen eifern, den Donnerstag als heiligen Tag anzusehen, so hat er im Volke seine Heiligkeit bis in die Gegenwart bewahrt: an ihm vor allem wurden feierliche Handlungen, Gerichtssitzungen u. dgl. vorgenommen, an ihm wurden die Seelen der Abgeschiedenen gespeist und die Glocken geläutet. Geschichtlich gesehen, ist dies Überdauern kein Wunder, denn der Axt- oder Hämmergott ist uns für Deutschland schon durch das Grab von Anderlingen für die ältere Bronzezeit bezeugt (das heißt nicht: er kam damals erst auf!), sein Kult war bei Einführung des Christentums also 1600 Jahre bezeugt, während das Christentum jener Gegend nicht älter als 1100 Jahre ist. Der Hercules Malliator, der die Fruchtbarkeit bringt, bleibt auch im deutschen Mittelalter lebendig, die Kirche kann den „Aberglauben“ nicht ausrotten. In Frauenlobs Frauenleich heißt es:

Der smit uz Oberlande (= aus dem Himmel)
warf sinen hamer in mine schoz
und worchte siben heiligkeit.

Wir wollen aber das Kapitel 9 der „Germania“, auf das sich der Kardinal beruft, nicht verlassen, ohne seinen Schluß zu hören: „Die Götter nicht innerhalb der Wände einzuschließen oder irgendwie nach Art des menschlichen Antlitzes zu bilden, das entspricht nach ihrem Sinn der Hoheit der Himmlischen. Wälder und Haine weihen sie und mit Götternamen belegen sie jenes Geheimnisvolle, das nur ihr frommer Schauder sieht.“ Es wäre billig gewesen, wenn der Kardinal auch des Treuverhältnisses des Germanen zu seinen Göttern gedacht hätte. Wäre das nicht vorhanden gewesen, sie wären später nicht so treue Christen geworden.

2. Wenden wir uns der zweiten Feststellung zu (S. 5): „Tatsache ist, daß die alten Germanen vereinzelt ihren Göttern Menschenopfer darbrachten. In einem heiligen Wald werden dem Kriegsgott Ziu Menschen geopfert (R. 39), und die Sklaven, die den Wagen einer Inselgöttin gewaschen hatten, wurden darnach in der Nordsee ertränkt (R. 40).“ Die Feststellung ist richtig. Es sind sogar viel mehr solcher Opfer vollzogen worden, denn ursprünglich ist die Todesstrafe ein Opfer für den Gott, den der Verbrecher durch die Untat beleidigt hatte. Man sollte nun eigentlich annehmen, daß nach der Einführung des Christentums Tötungen in irgendwelcher Verbindung mit kirchlichen Dogmen nicht mehr vorgekommen sind. Dann bestünde Berechtigung, sich zu ereifern. Ich verweise auf die Inquisition und die Hexenprozesse. Es ist bemerkenswert, daß der Hexenglaube an sich schon dem germanischen Altertum eignet, daß aber die Strafe, welche die Unholden, die Bölvn traf, darin bestand, daß sie in die Einöde verbannt wurden. „Die erste Verknüpfung des Hexenglaubens mit dem orientalischen Teufelsglauben gehört dem 13. Jahrhundert an; sie hatte die berühmten Hexenprozesse zur Folge.“ (Mogk) —

Auch hier müssen wir die Frage stellen, wie es mit den Menschenopfern bei den alten „Kulturvölkern“ des Mittelmeerbeckens und Vorderasiens gehalten wurde. In Ägypten wurden in der ältesten Zeit die Gefangenen durch Enthauptung den Göttern geopfert. In Philae haben sich grausame Menschenopfer dieser Art bis in die Spätzeit gehalten. Daß Menschenopfer in den Kulturen Palästinas und Syriens eine Rolle spielen, leidet keinen Zweifel (vgl. Reall. d. Vorgeschichte VIII. Bd. unter dem Stichwort „Menschenopfer“). — Auch die Griechen kannten das Menschenopfer. Noch im 2. Jahrhundert nach Chr. wurden dem Zeus Lykaios in Arkadien an den Lykaien Menschen geopfert. Ebenso sind diese Opfer für Rom erwiesen. Nach der Schlacht bei Cannae wurden, um die Götter

zu versöhnen, nach der Weisung der Sibyllinischen Bücher ein Gallier- und ein Griechenpaar lebendig begraben.

3. „Tatsache ist, daß die alten Germanen in ihren Wäldern und Sümpfen einem wilden Aberglauben ergeben waren, wie kaum ein zweites Volk, daß sie aus Runenstäben die Antwort der Götter erfragten, aus dem Flug der Adler und Raben, sogar aus dem Wiehern der Rosse, den Ausgang eines Unternehmens erfahren wollten (S. 10).“

Selbstverständlich schreibt Tacitus im 10. Kapitel nichts von Aberglauben. Den Schluß des 9. Kapitels habe ich oben angeführt. Es heißt dann weiter (S. 10): *auspicia sortesque ut qui maxime observant.* „Auf Vorzeichen und Weissagung durch Lose achten sie wie kaum ein zweites Volk.“ Diese Übersetzung von *qui maxime mag* ruhig bleiben, denn Tacitus verzeichnet diesen Brauch als Beweis für die Frömmigkeit unserer Vorfahren. Nach dem Angezogenen beschreibt er den Vorgang des Loswerfens und fährt dann fort: „Darauf hebt, wenn die Gemeinde Rat sucht, der Gemeindepriester (*sacerdos civitatis*), wenn es im eigenen Hause (*privatim*) geschieht, der Hausvater, nach einem Gebet an die Götter, den Blick gen Himmel gerichtet, dreimal je eines¹ auf und deutet sie sodann nach dem vorher eingekerbten Zeichen.“ Was nun den Flug der Adler und Raben angeht, so sollte man das *etiam* des Taciteischen Berichtes nicht außer acht lassen: *et illud quidem etiam hic notum, avium voces volatusque interrogare.* „Und das ist auch hier (in Germanien) bekannt, die Stimmen und den Flug der Vögel zu befragen.“¹ Auch hier — man fragt sogleich, wo sonst? Den Lesern, an die Tacitus sich wandte, sind natürlich die römischen Verhältnisse bekannt, und da spielten die *auspicia* eine erhebliche Rolle. Ich führe an nach Bloch, Römische Altertumskunde (1911, S. 28): „Jeder Beamte, der eine wichtigere Amtshandlung vorzunehmen hatte, mußte ein göttliches Wahrzeichen (*auspicium*) durch Ausschau (*spectio*) auf einem vieredigen geweihten Platz (*templum*) einholen. Blitz und Vogelflug waren die ältesten. Später zog man den Hühnerfraß (*ex tripudiis*) vor. Glückverheißend war es, wenn den Hühnern etwas von dem Futter aus dem Schnabel fiel; bei der Fressgier der Hühner ließen sich also leicht günstige Vorzeichen erhalten. In zweifelhaften Fällen zog man weitere Zeichen, besonders Eingeweideschau, zu Rate. Neben diesen erbetenen Wahrzeichen gab es noch zufällige. Diese zu melden, stand jedem zu, und der Beamte entschied mit den Sachverständigen über ihren Wert: meist galten sie als unheilvoll.“

Als Berater bei der Erkundung des göttlichen Willens dienten den Beamten die Augurn. „Der Wert, den man den Vorzeichen beimaß, gab den Augurn eine große und viel mißbrauchte Bedeutung, so daß sie schließlich selbst wenig von ihrer Lehre hielten. In ihrem Amtsfokale (*auguraculum*) auf dem Kapitol verwahrten sie ihre Anweisungen. Ihr Abzeichen war der Krummstab (*lituus*), dessen sie sich zur Absteckung des *Templum* bedienten. Glaubte man mit der Auguralwissenschaft nicht auszureichen, so wurden die etruskischen *haruspices* herangezogen, deren vorzüglichste Tätigkeit die Beurteilung der Eingeweide der Opfertiere war“ (S. 115).

Das *etiam hic* = „auch hier“ des Taciteischen Textes erklärt sich also leicht, die Vögel spielen als Kündler göttlichen Willens auch in Rom eine Rolle. (Man wird vielleicht auch annehmen dürfen, daß den gebildeten Lesern des römischen Geschichtsschreibers einiged von den entsprechenden griechischen Gebräuchen bekannt war.) Als Gegensatz dazu beginnt der folgende Satz bei Tacitus: *proprium gentis*: „ausschließlich diesem Volke eigen ist es“; er fährt dann fort: *equorum quoque praesagia ac monitus experiri* = „auch Ahnungen und Mahnungen von Pferden festzustellen“. Gegenüber einem Brauche, der auch dem Römer bekannt ist, wird eine Besonderheit herausgestellt, die den Germanen eigentümlich ist. Von einem *hejonds* hervorgehobenen Aberglauben ist aber keineswegs die Rede, und es muß noch einmal betont werden, Tacitus sieht diese Bräuche

¹ D. h. der Stäbchen aus dem Zweige eines fruchttragenden Baumes.

nicht als Aberglauben an. Aberglauben ist kein selbständiger (absoluter) Begriff, sondern ein bezogener (relativer).

Von den Griechen wird uns Ähnliches berichtet. Ich erwähne nur Einiges¹ aus der umfangreichen Überlieferung. Der Wille der Gottheit kann sich in ungesuchten Zeichen offenbaren: Donner und Blitz, Sonnen- und Mondfinsternis, Riesen, Begegnisse unterwegs, Träume. Als bedeutungsvoll wird der Flug der Vögel betrachtet, namentlich der großen Raubvögel: der Flug des Adlers, dem Zeus heilig, und des Habichts, des schnellen Boten Apollon. Sieht man, das Gesicht der heiligen Nordrichtung zugewandt, die Vögel rechts oder nach rechts fliegen, so ist das ein günstiges Zeichen. — Der Mensch kann sich aber auch willkürlich Zeichen verschaffen, indem er bei der Opferschau Leber, Galle, Milz und Lunge untersucht und beobachtet, wie der Opferdampf gen Himmel steigt.

Genug; nur noch ein Hinweis auf „die Völker am Euphrat und Nil“ und auf die Babylonier. Deren Kultur wird nämlich besonders hervorgehoben, nachdem (S. 8) gerade gesagt ist, daß von einer eigentlichen Kultur der Germanen um 100 nach Christi Geburt nicht die Rede sein könne. Auch bei ihnen ist die Zeichenschau, ist all der „Aberglaube“ gang und gäbe, und im kaiserlichen Rom erlangen die Chaldäer einen besonderen Ruf als Zeichendeuter und Astrologen.

Wir können also zusammenfassend feststellen, daß die drei ersten „Tatsachen“ des Kardinals Faulhaber bei Griechen, Römern, Babyloniern genau so zu finden sind wie bei den Germanen usw., teilweise in umfangreicherer Überlieferung vorliegen. Es handelt sich um Völker, die sonst gerade gegenüber den Germanen als die Kulturvölker bezeichnet werden. Kardinal Faulhaber aber will diese „Tatsachen“ einseitig mit benutzen, um den Germanen Kultur abzuspochen. Man kann nicht annehmen, daß ihm die Verhältnisse bei den antiken und orientalischen Völkern unbekannt sind — es handelt sich also um tendenziöse Darstellung. Unbekannt aber ist ihm die Welt der Dinge und die Welt des Geistes, in der unsere Voreltern gelebt haben. (Schluß folgt.)

(Abgeschlossen am 18. Februar 1934.)

Altgermanisches in Kult und Volkstum des deutschen Volkes

(Schluß von Heft 2, 1934)

Don Dr. Georg Buschan

Man stelle sich die Sache so vor, daß dieser Sonnengott auf einem Wagen am Himmelsgewölbe dahinfährt. Das Rad des Wagens wurde zum Symbol Gottheit, und aus der runden Radscheibe wurde mit der Zeit, als der Mensch mit fortschreitender Kultur seine ursprüngliche Radscheibe mit Speichen ausstattete, ebenfalls ein Speichenrad und in weiterer Entwicklung das Hakenkreuz². Beide Zeichen des Sonnenkultus finden sich des öfteren an Kirchen an den Bogenfenstern, über den Türen und an anderen Stellen als Überbleibsel kultischen Dienstes, aus der Zeit germanischen Eigenglaubens allein oder neben dem christlichen Kreuz, angebracht; hier und da geht beides ineinander über. An der Wand des Eingangs zum Kirchlein auf dem Petersberg bei Flintsberg (Oberinntal) weist das Hakenkreuz verknotete Schenkel auf.

Die Einführung des Christentums unter den nordischen Völkern muß auf große Schwierigkeiten gestoßen sein, denn die alten Götter wurden offen oder geheim noch jahrhundertlang beibehalten, wie wir dies gegenwärtig bei den angeblich bekehrten Schwarzen Afrikas und Ozeaniens noch vielfach erleben. Bis ins Mittelalter hinein be-

¹ Vgl. z. B. Maijch-Pohlhammer, Griechische Altertumskunde. Berlin und Leipzig 1914.

² Vgl. a. Wirth, Vom Ursprung und Sinn des Hakenkreuzes. „Germanien“ 1933, S. 161—166. Red.

richten die Chronisten, daß die Verkünder des Christentums von Rückfällen ins Heidentum erzählen und die geistigen Behörden strenge Strafen zu verhängen deswegen Anlaß fanden. Der heilige Kolomban, der gegen Ausgang des 7. Jahrhunderts lebte, fand in einer der heiligen Aurelia geweihten Kapelle am Bodensee neben christlichen Darstellungen noch immer die alten Götter vor, die das Volk noch wie früher verehrte, ohne dabei, wie er sagt, die neue Glaubenslehre abzuleugnen. Die angelsächsische Homilie des Abtes Alfrid (um das Jahr 1000) schreibt von den „falschen Göttern“ und fährt fort: „sie griffen da zu der Weisheit, daß sie als ihren Göttern dienen der Sonne und dem Mond wegen ihres strahlenden Glanzes, ihnen Gaben opferten und ihren Schöpfer verließen“. 1129 erzählt der Chronist, daß die Oldenburger dem Kult eines „wild dargestellten Götzen“ wieder verfallen wären. Noch im Mittelalter gab es eine ganze Reihe Kirchen, besonders in Frankreich und Belgien, in denen noch Fruchtbarkeitskult getrieben wurde und unfruchtbare Frauen entsprechende Gebilde anbeteten, um Kinder zu bekommen. Noch im 16. Jahrhundert fanden die Protestanten beim Eindringen in katholische Kirchen verschiedentlich (Geldern, Löwen, Antwerpen, Mende und andernwärts) Gebilde vor, die in der gleichen Absicht aufgesucht und verehrt wurden.

Viele unserer hohen christlichen Festtage gehen gleichfalls auf heidnische Vorbilder zurück. Ich erwähnte bereits, daß die Nordländer einen ausgeprägten Sonnen- und Lichtkult trieben. Das Fortbleiben des Sonnenballs um die Zeit der Wintersonnenwende und das Erstarren der Natur in Schnee und Eis mußte besonders in dem unwirtlichen nordischen Klima zum Nachdenken Anlaß geben. In der Zeitspanne, in der die Sonne am Himmel gleichsam verschwunden schien, also zwischen Weihnachten und Großneujahr, in den Zwölften oder Rauhnächten, glaubte man, daß allerlei böse Mächte ihr Unwesen besonders stark trieben und den Menschen Schaden zufügten. Man zündete daher allenthalben Feuer und Lichter an, um sie dadurch zu verschrecken. Man schmückte auch die Hallen und Wohnräume mit Tannengrün aus. Aus diesem Brauch ist das *W e i h n a c h t s f e s t*, das (wihthe nachten) heilige Nacht bedeutet, mit seinem grünen Lichterbaum hervorgegangen. In vollem Verständnis für das Julfest der nordischen Stämme, das für sie ein hohes Fest bedeutete, verlegte die christliche Kirche das Fest zu Ehren der Geburt des Heilands auf die gleiche Zeit, um den Befehrten den Übergang zur neuen Lehre zu erleichtern. — Die zahlreichen abergläubischen Handlungen, die man am Heiligen Abend und in den darauffolgenden Nächten vornimmt, lassen sich auf die heidnischen Vorstellungen von dem Treiben der Dämonen und dem Herabsteigen der Götterwelt auf die Erde sowie ihrem segensreichen Wirken hier selbst zurückführen. Das Verschwinden der Sonne am Himmelszelt und ihr Wiederscheinen nach etwa 10 Tagen wurde von den germanischen Stämmen als ein Kampf der Finsternis und der Kälte mit dem Licht und der Wärme aufgefaßt, aus dem die Sonne endlich doch jedesmal als Sieger hervor geht.

Zahlreiche Gebräuche, besonders zur Frühjahrszeit, sind als Ausflänge solcher Anschauung zu deuten. So ist das Tod- und Winteraustreiben, -Verbrennen und -Begraben, das Begräbnis des Todamandels, das Verbrennen des Bögg, des Judas Ischariot, das Begraben der Fastnacht oder des Faschings, d. i. das Verprügeln, Verbrennen, Begraben, Ins-Wasser-werfen und ähnliches einer männlichen Figur aus Stroh oder Holz, In-den-Bach- oder Fluß-werfen einer lebenden Person, ferner das Hexenreiten, d. i. das Hinaustreiben eines auf einem Besenstiel reitenden, wie ein altes Weib ausgeputzten Jungen durch die Dorfjugend u. a. m. als ein Symbol für das Abschieben des Winters zu erklären. Der Sonntag Lätare führt daher beim Volke auch den Namen Toten- oder Schwarzer Sonntag. Das Narrentreiben und Vernunnen am Fastnachtstage ferner, das Schemen- und Schleicherlaufen sowie das Schellen schlagen in Tirol, der ohrenbetäubende Lärm mit Klappern, Ratschen, Schnarren, Peitschen, Alpenschnal-

zen und sonstiger Radau mit Werkzeugen der Jugend am Charfreitag durch die Gassen, das Dammern, d. i. Hämmern auf die Bänke der Kirche nach Erlöschen der letzten Kerze, die Behauptung der Altbayern, daß am St.-Georgstag dieser Ritter noch einmal mit dem Teiſa kämpfen müſſe, bevor der Lanks seinen Einzug halten könne, das wiſte Treiben in der Walpurgisnacht, beſonders auf dem Broden, wohin die Hexen auf Beſenſtielen reiten, um mit dem Teufel zu buhlen, das Anmalen des Drudenfußes über die Stalltür und zahlreiche andere Abwehrmaßregeln ſind als ſolche Ausklänge der heidniſchen Vorſtellungen von dem Treiben der böſen Mächte in den Wintertagen und ihr Vertreiben mit Anbruch der helleren Tage ſowie des Sieges der Sonne aufzufaſſen. Die Meſſe am letzten Tage der Oſterwoche führt daher in Tirol den Namen Damm- oder Pumpelmeſſe, in Berlin Kumpelmeſſe uſw. Der Kampf zwiſchen Winter und Frühling ſpiegelt ſich auch in den Sagen von Beowulf, Siegfried, Ritter Georg, Dietrich von Bern und anderen Helden mit Ungeheuern, vor allem mit dem Lindwurm, wider. Er kommt auch in gewiſſen Frühlingſpielen der Kinder, bei denen es ſich darum handelt, eine in einem Kreiſe ſitzende oder ſtehende Perſon herauszuholen, wie Himmel und Hölle, der Raub der Frühlingsgöttin, die von den Rieſen gefangen gehalten wird, oder einer Prinzessin zum Ausdruck, ferner in dem Hahn- oder Topfſchlagen, wodurch nicht das Tier getötet, ſondern nur befreit werden ſoll u. a. m.

Das Herabrollen von mit Berg und Teer überzogenen und in Brand geſetzten Scheiben oder Rädern von den Bergen ins Tal, ſowie das Fortſchleudern ſolcher Scheiben, das Anzünden von Freudenfeuern, das Schwimmenlaſſen von brennenden Lichtern auf kleinen Brettchen oder Schiffehen den Fluß herab (Lichtbachle in der Schweiz genannt), ſollen der Freude über den Sieg der Sonne Ausdruck geben¹. Der Sonntag Invocavit führt daher beim Volke auch den Namen Funken- oder Fackelſonntag.

Mit der Aufzählung der verſchiedenen Gebräuche, die mit den alten germaniſchen Frühlingſfeiern zuſammenhängen, iſt ihre Zahl bei weitem nicht erſchöpft. Das Volk kennt noch deren eine Menge, die ſich den ganzen Frühling hindurch bis Oſtern und ſelbſt bis Pfingſten hinziehen. Das Oſterfeſt hat die chriſtliche Kirche wiederum in verſtändnisvoller Weiſe auf den Zeitpunkt verlegt, an dem die alten Deutſchen ein Hauptfeſt feierten (die Chroniſten erwähnen ein ſolches zu Ehren der Göttin Oſtara) und das Erwachen der Natur mit dem Erwachen des Heilands im Grabe vereinigt. Aus dem Frühlingſfeſt der Zeit des Eigenglaubens wurde das chriſtliche Auferſtehungsfeſt. Am Mittſommertag erreichte die Freude und Ausgelassenheit des germaniſchen Volkes ihre Höhe. Hatte es doch jetzt die Überzeugung gewonnen, daß der Sonnengott im Kampfe mit den Winterrieſen endgültig den Sieg davongetragen (denn die Natur ſtand in vollſter Blüte), und daß der Sonnengott jetzt am Zenith einen Augenblick raſtete, um mit der Göttin Freya ſich zu Liebe und Ehebund zu vereinigen. Daher galt der Mittſommertag in den Augen der Nordländer mit für den höchſten Feſttag, und die chriſtliche Kirche verlegte auf ihn den Geburtſtag eines ihrer hohen Heiligen, nämlich des Johannes des Täufers. Zu Ehren des Sonnengottes und ſeiner Gemahlin zündete man in der Vorzeit allenthalben Freudenfeuer an, die unter Abſingen von Liedern umtanzt, und um ſich ſymboliſch von dem Feuer reinigen zu laſſen, überſprungen wurden. Noch heute lodern ſolche Feuer auf dem Lande vielfach auf, zu dem die Jugend das Holz zuſammenträgt, und auch in der Stadt rüſtet man ſich vielfach zum Begehen der Sonnenwendfeier. Auch rollen in gleicher Weiſe, wie zu der Väter Zeiten, brennende Scheiben und Räder zutal, als Sinnbild der Sonnenscheibe, die die Höhe ihres Siegeslaufs am Himmel erreicht hat. — Zahlreiche abergläubige Handlungen, die in der Johannesnacht vorgenommen werden, im beſonderen das Einſammeln von Kräutern, die geheimnisvolle, magiſche Kräfte verleihen, gehen auf heidniſche Gebräuche zurück.

¹ Wehrhan, Die Feuerräder von Lügde. „Germanien“, 1933, S. 129—133. Red.

Hiermit sind wir bereits zu den volkstümlichen, abergläubischen Handlungen gelangt, die als Ausklänge altgermanischer religiöser Vorstellungen anzusehen und weit und breit im deutschen Volke der Gegenwart noch vorhanden sind. Es ist unmöglich sie alle hier anzuführen; einige Beispiele mögen genügen.

Am Weihnachtsabend, zu Neujahr und am Dreikönigstag wird vielfach mit Gewehren, Pistolen und Böllern in den Gärten und auf den Straßen geschossen, eine Erinnerung an die Abwehr der bösen Geister, die im Dunkel der Winternächte ihr Unwesen treiben, sowie des wilden Jägers. Das gleiche Verfahren, um die Dämonen zu verschrecken, war ursprünglich der Zweck, wenn man noch jetzt bei Hochzeiten in die Luft schießt, Schwerttänze vor den Jungvermählten auführen oder sie durch Schwerter tragende Leute begleiten, bzw. im neuen Heim empfangen läßt, einen Strick über den Weg spannt, die Braut über die Schwelle trägt, sie auffordert, um den Herd des Hauses herumzugehen und drei Verbeugungen zu machen, um die hier hausenden Hausgötter wegen des Eindringlings gut zu stimmen usw. Noch gegenwärtig werden alle diese Gebräuche vielfach geübt, aber nicht mehr als heilige Handlung ausgelegt, sondern aus Spaß oder Neckerei betrieben.

An die 12 Nächte knüpfte sich noch mancherlei Aberglauben. Bei den alten Germanen galt dieser Zeitraum für einen der Ruhe und Erholung. Die täglichen Arbeiten wurden eingestellt oder wenigstens stark eingeschränkt; nur die durchaus notwendige Arbeit durfte geleistet werden. Wer dagegen handelte, war der Strafe von Seiten der Götter gewärtig. Daher kommt es, daß man noch heutzutage während dieser Zeit nicht das Korn ausdreschen darf, weil dies angeblich gesundheitschädlich ist, auch das Korn, das man in die Erde senkt, nicht keimen würde, daß man die Ställe nicht reinigen darf, weil sonst das Vieh eingehen würde, daß man die Wäsche nicht waschen darf, weil dies Krankheit oder auch Tod in der Familie herbeiführen würde. „Wer de lien bespreeet, mutt in't nee Johr in den Kerkhoff“, heißt es in den Vierlanden.

Zahlreich sind auch die Gebräuche, die man im Frühjahr zur Hebung der Fruchtbarkeit bei Menschen, Tieren und Pflanzen ausübt. Hierzu gehören die Flurumgänge und Flurritte, die gleichfalls einen Teil der Frühlingssfeste unserer Altvordern ausmachten, um nach der Aussaat den Segen der Götter für das Gedeihen der Feldfrüchte herabzuzulehen. Unter Vorantritt der Priester mit den Götterbildern zog man um die Fluren; die Priester opferten heilige Tiere und streuten die Asche auf die Felder. Die katholische Kirche hat diese Umzüge als Bittgänge für die Früchte der Felder übernommen und für sie eine besondere Bitt- oder Umgangswache angesetzt, die mit Sonntag Rogate beginnt. In ähnlicher Weise wie vor Zeiten tragen die Geistlichen die heiligen Gegenstände herum und segnen das Land, das Volk zieht mit Fahnen und Kreuzen im Umzuge mit. Ein uralter Fruchtbarkeitszauber ist auch das Schlagen mit der Lebensrute: Stiepen, Stupen, Fudeln, Fuen, Kindeln, Aeschen, Schmauftern usw. nennt man diese ziemlich verbreitete Sitte, die jetzt zum Scherz geworden ist, ferner das Einholen und Einpflanzen von Maibäumen, das Erscheinen der Maibräute, das sich Beregenlassen durch den Mairegen, das Ausputzen des Pfingstquacks, Pfingstklümmels oder wie diese Gestalten im Volksmund sonst heißen mögen, und anderes mehr, was auf altheidnische Vorstellungen zurückgeht.

Die alten Germanen pflegten ihre Feste mit Opferschmausereien zu begehen. Dieser Brauch hat sich noch lange beim christlichen Volk erhalten, obgleich ein Konzil im Jahre 742 gegen diese heidnischen Schmause Stellung nahm, „die die dummen Menschen bei den Kirchen nach heidnischer Sitte begehen im Namen der heiligen Blutzengen und Bekenner und dadurch Gott und seine Heiligen beschwören“, wie es hieß. Bestanden doch diese zeremoniellen Schmausereien nachweislich noch 1530 bei der Kapelle auf dem Berge von Wurmlingen. Hier wurde alljährlich vom Volk ein Festmahl veranstaltet, bei dem

ein wohlgemästeter dreijähriger Stier, drei gemästete Schweine in feierlicher Weise getötet und verspeist wurden, dreierlei Bier getrunken und dreierlei Brot verabreicht wurde, und wo sodann die Haut des Stieres und die Köpfe der Tiere eine besondere zeremonielle Rolle spielten. Der Dichter Uhland hat uns eine Schilderung dieser Vorgänge auf dem heiligen Berg gegeben, im besonderen über die Beschaffenheit und das Alter der Opfertiere, die Förmlichkeit beim Ausspannen der Stierhaut auf dem Kirchhof, das Lagern auf ihr und die Speisung der Armen, den Verlauf des Opfers usw. Auf dieses Lagern auf einer Ochsenhaut dürfte eine ausdrückliche Frage bei Ablegen der Beichte genommen haben, die Bischof Burchard von Worms (Ausgang des 1. nachchristlichen Jahrtausends) unter den heidnischen Gebräuchen, die abzuschwören und mit Kirchenbuße zu belegen waren, anführt. „Hast du dich auf eine Ochsenhaut auf dem Scheidewege gesetzt?“¹

Auf derartige vorchristliche Opfer dürften auch die an den Kirchen von Belsen bei Tübingen und zu Oberröblingen angebrachten Darstellungen von Tierköpfen zu beziehen sein. Bestimmte Speisen sind beim Volke gerade am Donnerstag beliebt; so liebt der Berliner bekanntlich an diesem Tage Erbsen und Sauerkraut. Die Erbsen war dem Donar heilig, dem zu Ehren dieser Tag den Namen führt. Der Donnerstag vor Ostern (Gründonnerstag) muß den alten Germanen für besonders heilig gegolten haben. Denn für ihn besteht der Brauch, daß viel grünes Gemüse auf den Tisch kommt. In Westfalen stellt man an diesem Tage die sogenannte Regenstärke her, einen Trank, der aus neun verschiedenen Frühlingskräutern gebraut wird.

Bei den niederdeutschen Erntegebräuchen finden sich noch viele Ausklänge der Wodanverehrung der heidnischen Vorfahren. Im Schauenburgischen führt die letzte Garbe, die man auf dem Felde stehen läßt, die Bezeichnung Waulroggen; die Schnitter umtanzen sie und rufen dabei dreimal „Waul“, eine Verunstaltung von Wodan, aus. Im Mecklenburgischen werden die letzten Halme mit einem Stod, dem Waulstod, zusammengebunden, worauf die Schnitter ihn mit Wasser besprengen — vielleicht ein Trankopfer — und mit entblößtem Haupte und nach oben gerichteter Sense in einem Spruch Wodan anrufen. „Wode, Wode, hol dinem Roß nur Foder, nur Distel und Dorn. Övers Johr better Korn.“² Dieser Erntebrauch bestand hier bereits im 16. Jahrhundert, denn um diese Zeit ereiferte sich ein Rostocker Prediger Nikolaus Gryse gegen Anrufung des „Wodansdövels“. Auf diese Verehrung des in den letzten Halmen verkörperten Göttervaters geht auch die hierfür übliche Bezeichnung „der Alte“ oder „der Aule“ zurück; in manchen Gegenden kniet man vor dem Alten nieder und küßt die letzte Garbe.

Einer ähnlichen Verehrung wie Wodan erfreut sich beim Volke noch immer seine Gattin Freya, die der Volksmund auch als Frau Holde, Holle oder Gode bezeichnet. In manchen Gegenden Niedersachsens läßt man für sie, die „gute Frau“, die „graue Jungfer“, „die Braut“ eine mit Bändern ausgeputzte Garbe stehen; auch führt der letzte Roggen die Bezeichnung „Bergoodendeel“, d. h. der Frau Gode ihr Anteil. Auf Wodans Gattin spielen auch die Namen Kornmutter, Weizenmutter, Roggenweib, Roggenmuhme, Wilde Frau und andere mehr an.

Schließlich sollen noch aus der Fülle der Tatsachen einige Ortsnamen angeführt werden, die mit heidnischen Gottheiten oder Verehrungsstätten zusammenhängen. Das Schwertloch bei Tübingen bringt Uhland mit dem Schwertgott Ziu in Zusammenhang; Tübingen selbst will er von der anderen Bezeichnung dieses Gottes, nämlich Tiu, herleiten. Bei Regensburg liegt ein Ort Eresloh; Ear oder Erch ist aber die Bezeichnung für den

¹ In Haltern bei Bielefeld im Osnabrückischen hielt sich die tätige Erinnerung an das Opfermahl bis 1830. „Germanien“ 1933, S. 64. Red.

² Auch: „Wode, Wode, hol die Roß nu Fode. Nu Distel un Dorn, övers Johr better Korn“ Red.

gleichen Gott. Übrigens sollen die zahlreichen Ortsnamen auf Ioh oder Iohē mit dem alten Worte Iohē = Gehölz, Wäldchen — noch in Gerberlohe erhalten — zusammenhängen und somit eine Erinnerung an einen alten heiligen Hain bewahren. Bei Eresloh hätte also ein heiliger Hain des Gottes Ear bestanden.

Germanische Grabgefäße aus der Kölner Gegend

Von Museumsdirektor Dr. C. Kademacher

Der Jahrgang 1933 von „Germanien“ gibt auf Seite 203 eine Bildtafel mit Gefäßen aus dem Rheingebiet wieder, die sich nicht nur durch ihre hohe Bedeutung als geschichtliche Zeugnisse auszeichnen, sondern auch in besonderem Maße geeignet sind, künstlerisch zu wirken. In ähnlicher Weise ist dies bei den vorliegenden Gefäßen der Fall, die allerdings weit über zweitausend Jahre jünger sind und der germanischen Zeit der Rheinlande im 3. Jahrhundert n. Chr. angehören.

Dem Museum für Ur- und Frühgeschichte zu Köln war es gelungen, auf der rechten Rheinseite, beginnend mit dem Mündungsgebiet der Sieg in den Rhein bis weit in das Düsseldorfer Gebiet, germanische Friedhöfe zu entdecken, und zwar solche aus der 2. Eisenzeit, also der ersten Germanenzeit in diesem Gebiete (500 v. Chr. bis Chr.) und aus den drei folgenden Jahrhunderten n. Chr., also der eigentlichen germanischen Frühzeit. Über den Ausklang dieser germanischen Rhein-Kultur, welche stammlich festgelegt werden kann (es waren Sugambres die Träger), sind wir geschichtlich im Bilde. Der Heldenkampf der Sugambres gegen die Römer und ihr Untergang sind bekannt. Im Jahre 8 v. Chr. mußten die überlebenden Sugambres ihre Heimat verlassen und wurden auf dem linken Rheinufer, südlich von den Ubiern, angesiedelt. Sogar ihren ruhmreichen Namen „Sugambres“ mußten sie ablegen. Im Plane der Römer lag es, das ganze rechte Rheingebiet von Lippe bis Main als ein menschenleeres Grenzland zur Trennung der römischen Provinzen Ober- und Niedergermanien von dem freien Germanenlande zu gestalten. Die Schlacht im Teutoburger Walde und besonders auch der Batavischer Freiheitskrieg brachten diese römische Politik ins Wanken. Der Druck auf das Grenzland ließ nach, und sofort drangen neue Germanenstämme aus Westfalen und dem Elbgebiet an den Rhein, ließen sich in dem alten Sugambreslande nieder und vermischten sich mit den Resten der einheimischen Bevölkerung. Aus dieser Zeit stammen die Funde des beigegebenen Bildes. Wie die sogenannten Latène-Germanen am Rhein ihre Toten verbrannten, die Gebeine in Urnen beisetzen und letztere in eine Grube der Erde übergaben, so machten es auch diese späteren Germanen am Rhein. Sie pflegten auf dem Scheiterhaufen den Toten mit seinem Schmuck und seinen Waffen zu verbrennen, die Gebeine in einem Gefäß beizusetzen und den gesamten Leichbrand über der Urne auszuschütten (Brandschüttungsgräber).

Urne 1 des Bildes ist die typische Gefäßform, die sich bei 2 und 3 wiederfindet. Das Charakteristische ist der Fuß und die senkrechte Randbildung, an der sich nach unten der geschwungene, allmählich sich verjüngende Bauchteil ansetzt (Fußurnen). Der Rand wird nie verziert, wohl aber die Bauchwand, wie dies besonders an 3 zu erkennen ist. In der an dieser Urne angewandten Nupfen-Verzierung, welche hier durch hangende Bögen umschlossen wird, waren die Germanen Meister. Es ist erstaunlich, in welcher Abwechslung diese mit Hilfe eines sehr einfachen Gerätes ausgeführten Nupfen in zahllosen Arten und Zusammenstellungen vorkommen. Außer den Nupfen gibt es auch Strich- und Punzen-Anwendungen, überhaupt ergibt sich aus einem genauen Vergleich der Schmuckart, daß sich schon der Kunststil der Völkerwanderungszeit vorbereitet,



Obere Reihe (links anfangend) 1. Grabgefäße vom Fliegenberg bei Altenach; 2. Urne mit Verchluß aus Dpladen. Untere Reihe (links anfangend); 3. Graburne und Beigeß (Becher) aus Hilden Bez. Düsseldorf; 4. Grabfund von Dpladen a. d. Wupper mit römischem Henkeltrug und ebensolcher Terrafotta-Figur.

welcher in einer ornamentalen Behandlung der Flächen besteht. Diese Art der Verzierung wie auch die Typen der Gefäße finden sich nicht nur am Rhein, auch im Freistaat Sachsen und Brandenburg, dort bei den Gefäßen, die der letzten Zeit des Aufenthaltes der Burgunder in diesem Gebiet entstammen.

Grab 2 zeigt eine Fußurne als Knochenbehälter und einer ähnlichen als Verchluß. Der Unterteil ist durch tiefe Einbuchtungen gegliedert, wie sie beispielsweise schon in etwas früherer Zeit aus der Leipziger Gegend bekannt sind (Beweise für die Herkunft). Das Grabfeld von Dpladen an der Wupper war das aufschlußreichste der Kölner Gegend. Fast 300 unversehrte Gräber konnten hier untersucht werden. Grab 4 stammt daher. Die Urne zeigt jedoch einen ganz anderen Typ; sie hat wohl den Fuß und ebenso den senkrechten Rand, dann aber eine bauchige Ausbildung mit zwei Reihen stark hervortretender Buckeln; darunter ein Band, das wechselnde Muster von Strichverzierung nach oben abschließt. Buckelurnen sind eine besondere Eigentümlichkeit der sächsischen Grabgefäße in Westfalen und der Lüneburger Heide, und zwar in den Jahrhunderten n. Chr. bis zum Frankenkaiser Karl. Das Vorkommen dieser sächsischen Buckelurnen im Kölner Gebiet beweist wiederum, daß auch sächsische Elemente die neue Bevölkerungswelle am Rhein enthalten hat.

Aus den vielen Gräbern, bei Dpladen besonders, ließ sich das germanische Bestreben deutlich erkennen, ihrer eigene Kultur in allem, Töpferei sowohl wie Kleinkunst, treu zu bleiben, trotz der Nähe der römischen Kultur, wie sie von der nahegelegenen Colonia Claudia Augusta Agrippinensium (Köln) ausging. Besonders die zahlreichen Fibeln reden

eine deutliche Sprache, sie sind alle germanisch. Dabei verschlägt es nicht, daß sie hie und da auch eine der schönen roten Bilderschüsseln, wie sie die Römer zahlreich herstellten, zu ihren Grabgefäßen benutzten oder andere kleine Gefäße und römische Terrakotten wie in Grab 4. Metallnachbildungen der zum Teil sehr zierlichen Gewandspangen, Waffen und Geräte hat das Kölner Museum für Ur- und Frühgeschichte herstellen lassen.

Ein altgermanischer Backofen entdeckt

Don Hans Müller, Brauel

In der Osterwoche 1933 wurde in der Feldmark „Osterhorn“ meines Heimatdorfes Brauel beim Pflügen eine vorgeschichtliche Anlage angeschnitten, welche sich in der Untersuchung als ein germanischer Backofen der Zeit von 500—400 v. Chr. erwies. Sechs derartige Öfen habe ich im Kreise Zeven bisher ausgraben können, mein Kollege Wegewitz im Nachbarkreise Stade deren mindest siebenzehn. Alle gehören (nach den Befunden von Scherben usw.) in die Zeit von 600—100 v. Chr. Da der jetzt bei Brauel gefundene wohl der in Form und Bau am besten erhaltene ist, sei hier darüber berichtet. (Abb. 1.)

Auch der Backofen von Brauel lag verhältnismäßig tief unter Erde, mit seiner Sohle 1,40 m unter heutiger Oberfläche. Sehr wahrscheinlich ist auch die obere Lehmede ehemals nicht sichtbar gewesen. (Heute hat der niederländische Bauer noch Backöfen, die in Form und Anlage fast genau dem ausgegrabenen entsprechen, nur daß sie auf der Erde liegen, die gewölbte Decke erhält dann aber einen Schutz [weil in Lehm gemauert] von übergelegten dicken Erdsoden oder aber durch ein Schutzdach.)

Nach völliger Freilegung zeigte sich, daß der Backofen aus neun aufrecht gesetzten, großen Felsen erbaut war, die Steine je 35, 45 bis 55 cm breit, zu durchweg 80 cm Höhe. Diese Steine umschlossen einen Kreis, der unten zirka 1 m Durchmesser hatte, sich nach oben hin zu 1,20 erweiterte. Der Eingang, bzw. das Feuerloch war genau nach Norden gerichtet. Hier hatte man einen halbhohen Stein eingesetzt, der rechts und links von höheren Steinen überragt wurde.

Auf den großen, aufrecht stehenden Steinen lagen weitere, aber bedeutend kleinere Steine in einfacher, teils doppelter Lage. Sie sprangen etwas nach außen hin zurück, so daß am inneren Kraterande eine Kante entstand. Diese hatte man absichtlich so angelegt, um einen Halt für die einst über dem Ofen befindliche gewölbte Decke zu gewinnen. Diese Decke muß, — nach den gewaltigen Mengen der Einsturzmassen im Innern des Ofens gemessen — eine Dicke von mindest 25 cm gehabt haben. Interessant war die bauliche Konstruktio(n) dieser Decke. Man hatte über der Ofenöffnung zunächst gespaltene Hölzer angebracht, welche zwischen den Steinen eingeklemmt wurden, und so entsprechend Halt fanden. Auf diese Hölzer hatte man eine Lehmschlagdecke angebracht. Fanden sich doch in der Einsturzmasse zahlreiche Stücke ziegelrot gebräunten Lehms, welche deutlich die Abdrücke dieser Spalthölzer zeigen. Da sie sich stets im Kern der Einsturzmassen zeigten, aber niemals an der Unter-, bzw. Oberseite, so haben sie also einst in der Mitte der gewölbten Decke gesessen. Nach erfolgter Antrocknung der oberen Lehm Massen hat man dann von unten ebenfalls Lehmschlag angebracht und dies Verfahren ober- und unterseitig so lange wiederholt, bis die gewünschte und benötigte Dicke des Gewölbes erreicht war.

Ähnlich wie man heute zer Schlagene Scherben von Dachpfannen in den Lehm drückt, damit sich weiter daran anzubringender Lehmschlag besser halten kann, hatten die alten germanischen Baumeister entsprechende Urnen schieben dazu benutzt. Also vor mehr als 2000 Jahren die gleiche Praxis und Bauweise! — was besonders beachtlich ist.



Abb. 1. Germ. Bachofen (Brauch) nach der Freilegung. Ansicht von Norden aus.
Im Vordergrund das Feuerloch.

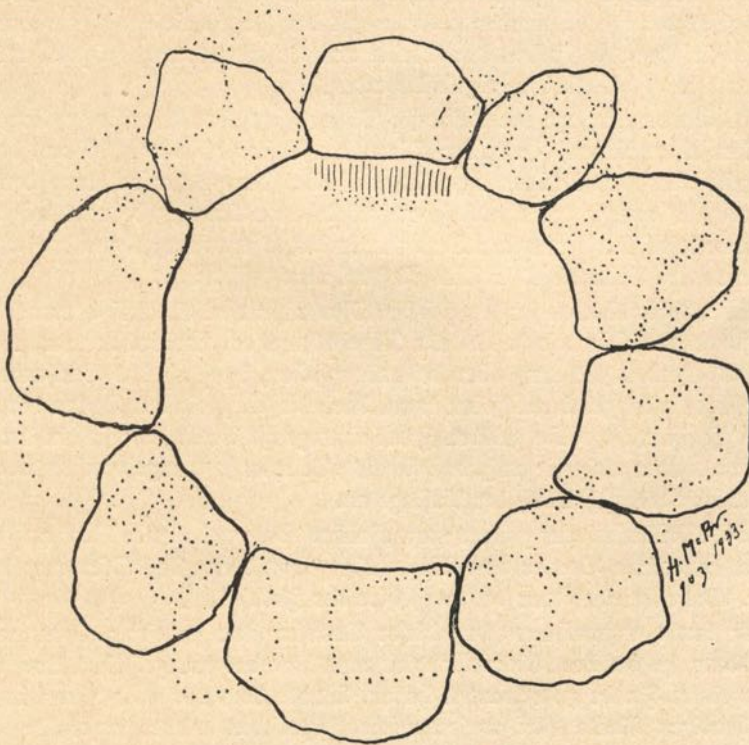


Abb. 2. Grundriß des Bachofens.

In der Einsturzmasse (und zwar immer nach unten hin, also unter den Lehmklöcken mit Holzabdrücken) fanden sich im ganzen etwa 120 kleinere und größere Scherben, die mindest 30—35 verschiedenen Gefäßen angehören. Sie bilden ein begrüßenswertes Merkmal zur Eindatierung der Ofenanlage. Unter den Scherben sind zunächst zahlreiche Stücke erhalten, welche eine sog. „geraute“ Oberfläche haben, d. h. einen dünnen Bewurf von schlackerigem Lehm, der, sobald das geformte Gefäß lufttrocken war, angeworfen oder angespritzt wurde. Dieser Bewurf wurde sowohl aus Schönheitsgründen, als aus Gründen der besseren Handhabung angebracht. Drei Randscherben (von teils sehr großen Vorratsgefäßen) tragen auf dem oberen Rande Fingernageleinkerbungen als Verzierung. Solche Scherben unterstützen die Eindatierung. Weitere Randscherben gehören sowohl Stand- als auch Deckelgefäßen an. Zwei dieser Stücke haben einen sog. „eingezogenen Boden“, wie ihn Stücke aus Urnenfriedhöfen der germanischen Eisenzeit aufweisen. Der ganze Scherbenbefund spricht für das oben erwähnte Alter des Ofens.

Der Ofen selbst besaß zu unterst (d. h. auf dem weißen Sanduntergrund aufliegend) eine fast in ganzer Fläche erhaltene und 25 cm dicke Tenne aus Lehm. Auf ihrer Oberfläche, also auf der eigentlichen Backfläche, war sie ebenfalls ziegelrot gebrannt, nach unten hin verlor sich dies, und die unterste Schicht bestand aus blaugrauem Lehm in natürlicher, unveränderter Art.

Heute finden wir in der ganzen Feldmark Brauel nur gelben Lehm, während blaugrauer Ton in 1 km Entfernung von der Fundstelle (wo die Mehde in den Ostfluß mündet) auftritt. Von dorthier haben also die alten Baumeister den benötigten Lehm geholt. Bemerkenswert sei, daß der Lehmschlag der Decke mit Spelzen von Getreide vermengt war, wie man ähnlich heute kurzgeschnittenen Häcksel zum besseren Zusammenhalten des Lehmschlags untermengt.

Die Seitensteine des Ofens standen noch heute dicht geschlossen beisammen. Damit nun beim Backen nicht der trocken werdende Sand aus den Fugen rieselte, hatte man alle entstandenen Zwifel beim Aufstellen der Steine mit Lehm verputzt; größere, rotgebrannte Faltan konnten beim Ausgraben abgelöst werden.

Mit der erwähnten Auflage der kleineren Steine (auf der beigefügten Grundrißzeichnung punktiert eingezeichnet) hatte der Ofen eine Gesamthöhe von 95 cm, das Feuer-, bzw. Broteinschiebloch eine Weite von 32 cm. Über dem Feuerloch trug der Ofen die gleiche „Rauchnase“ wie sie heute noch jeder frei stehende Backofen bei uns trägt. Ein Teil dieser Nase war beim Einstürzen der Decke mit in den Ofenraum gekommen; er blieb z. T. erhalten. Die untere Seite dieses Stückes ist stark rauchgeschwärzt.

Jrgendwelche Kohlestückchen fanden sich im Ofen nicht vor. Er muß demnach im sauber gesetzten Zustand eingestürzt sein. Ob ein Rauchabzugsloch vorhanden war, konnte nicht mehr festgestellt werden. Es muß aber bestanden haben, da sonst das Backfeuer in einem Raum unter Erde nicht gebrannt haben kann. Auch die Art, wie das Backen der Brote vor sich gegangen ist, ist nicht völlig geklärt. Zwei eimergroße Steine, die sich in der Einsturzmasse befanden, waren nicht so groß, daß sie als „Backplatten“ angesprochen werden könnten, — sie gehören wahrscheinlich der Auflage an.

Nach einer Volksüberlieferung hätte man „früher“ das zu backende Brot auf waagrecht eingeschobene, gespaltene Bretter von Eichenholz gelegt, wenn das Ofenfeuer völlig ausgeglüht war. Wahrscheinlich war das auch hier der Fall.

Es ist nun kaum anzunehmen, daß dieser Backofen nur zu einer einzelnen, hier gelegenen Siedlung gehört hat. Vielmehr wird man hier das vorchristliche Dorf Brauel zu suchen und weitere Funde zu erwarten haben. Wurde doch vor 40 Jahren in einer angrenzenden heutigen Weide eine umfangreiche, inzwischen wieder zugedeckte Steinpflasterung gefunden, die mir von alten Leuten, die sie freigegeben sahen, stets als „Flett“

mit gemusterten Steinsetzungen beschrieben wurde. Flett nennen wir heute die gepflasterte Bohndiele im niederländischen Bauernhaus. — Weiter wurde in den Weltkriegsjahren auf einer angrenzenden Ackerfläche, westlich von dieser Siedelstelle, ein Urnengrab gefunden, doch aus Unkenntnis zerstört. Erfahrungsgemäß liegen aber die vorgeschichtlichen Begräbnisstätten meist westlich einer Siedlung. Das heutige Dorf Brauel liegt zirka 800 m nordwestlich der Fundstelle. In meiner Sammlung befinden sich nun viele, im heutigen Dorfe gefundene Urnenscherben. Sie sind wesentlich jünger als die im Ofen gefundenen, zumeist ins zweite bis erste Jahrhundert v. Chr. zu setzen. Nach diesen Scherben ist anzunehmen, daß das heutige Brauel um etwa 200 v. Chr. entstand, ein älteres Brauel dagegen bei Osterhorn lag, weil hier eine waldfreie Fläche bestand, in dessen die ansteigende Kante der Osteniederung (wo das heutige Brauel liegt) s. B. starken Baumwuchs hatte.

Seit vierzig Jahren sammle ich nun jede Scherbe, welche innerhalb der Feldmark Brauel auftaucht. Niemals aber ist mir in diesen Jahren auch nur eine einzige Scherbe von jener Art wie beim Ofen vorgekommen. Welche Formfülle an Gefäßen aber im damaligen vorgeschichtlichen Brauel vorhanden war, zeigen die gefundenen Scherben von 30—35 Gefäßen aus dem Ofen eines Siedlers! Wie wenig muß demnach von einstigen alten Dörfern und zugehörigen Urnenfriedhöfen nachgeblieben sein, oder, wieviel muß noch heute in der Erde stecken, was wir noch nicht gefunden haben!

Gollenstein und Brunholdisstuhl

Von Prof. Dr. Albert Becker

Seitdem wir uns an dieser Stelle¹ zuletzt mit dem Gollenstein bei Blieskastel (Saar) beschäftigten, sind einige neue Belege aufgetaucht, auf die ich hier hinweisen möchte. Die in der besprochenen Arbeit² von mir erwähnte Blieskasteler Amtsbeschreibung des Amtmanns Hans Sulger vom Jahre 1553 ist jetzt im Druck erschienen: Wolfgang Krämer, Das Amt Blieskastel nach dem Bericht des kurtrierischen Amtmannes Hans Sulger vom Jahre 1553. Ein Beitrag zur Rechts- und Kulturgeschichte des Bliessgaues. Saarbrücken 1933. Hier ist S. 27 der „Guldenstein“ erwähnt, vermutlich nach der zur Zeit unauffindbaren Originalniederschrift Hans Sulgers, während eine aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammende Abschrift am Rande bereits die heutige Bezeichnung „Gollenstein“ aufweist. Die Form „Guldenstein“ fand ich auf der Karte, die der Landmesser Tilemann Stella aus Siegen seiner für den Herzog Wolfgang von Zweibrücken 1564 gefertigten Beschreibung der Ämter Zweibrücken und Kirfel beigab; eine originalgetreue Nachbildung der in der K. Bibliothek zu Stockholm verwahrten Karte zeigte jüngst das Zweibrücker Heimatmuseum; die Beschreibung selbst liegt abschriftlich im Staatsarchiv zu Speyer. Vgl. E. W. Dahlgren, Gamla Tyzka Kartor I Kungl. Biblioteket in der Nordisk Tidskrift För Bot- och Biblioteksväsen Arg. I. 1914. S. 103—132, auch in Bibliografiska Undersökningar Festskrift tillägnad Claes Annerstedt den 7 Juni 1914 (Uppsala 1914) S. 93—123; dazu E. Pöhlmann, Die älteste Ansicht von Zweibrücken (Pfälzisches Museum — Pfälzische Heimatkunde 1925, 129—130).

Es ist sprachgeschichtlich von Wert darauf hinzuweisen, daß sich zwischen den Jahren 1553 und etwa 1700 die Namensform von Guldenstein über Gölldenstein anscheinend in Gollenstein verwandelt hat. In Sulgers Amtsbeschreibung (Krämer S. 104, 105, 109) wird übrigens auch der von mir am angegebenen Ort 208 erwähnte Spilstein von

¹ Germanien 1933, Heft 9, S. 264—267.

² Albert Becker, Der Gollenstein bei Blieskastel: Deutungsversuch und Umfrage (Rheinische Vierteljahrsblätter 2, 1932, 207—215), mit dem früheren Schrifttum.

Rentriſch (Saar) als „Spille“ genannt. Daß die Bezeichnung Gollenſtein nicht nur dem Monolithen von Blieskafel anhaftet, ſondern um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch die Bedeutung eines Gattungsnamens hatte, der heute dem — früher eben auch als Gollenſtein bezeichneten — Monolithen von Martinshöhe (Pfalz) vom Volk nicht mehr beigelegt wird, entnehme ich einem amtlichen Bericht, der am 8. November der Bauinſpektion in Zweibrücken erſtattet wurde und den ich in ſeinen uns hier berührenden Teilen wiedergebe: . . . Die Höhe des in Martinshöhe befindlichen ſogenannten Gollenſteins über der Erde iſt 2,80 m, die untere Breite über dem Boden 1,10 m und die obere Breite 0,80 m. Die untere Dicke über dem Boden in der Mitte des Steins iſt 0,65 m. Daſelbſt rechts 0,50 m und links 0,40 m. Die darin in ſchrägvertikaler Richtung eingehauenen Nuthen mit der ſchräghorizontal eingehauenen Nuthen am oberen Ende auf der vorderen Seite des Steines ſowie die vier eingehauenen, den vorderen ähnlichen Streifen auf der hinteren Seite ſcheinen die eigentlichen Abzeichen, die den Zweck des Steines zu ſeiner Zeit bezeichnet haben mögen, geweſen zu ſein. Die Ausſage des Bürgermeiſters zu Martinshöhe über die Bedeutung des Steines lautet wörtlich: „Von den alten Leuten hat man als gehört, daß durch dieſen Stein und durch jenen auf der Mittelbrunner Höhe (Pfalz) ſowie auch durch jenen auf der Blieskafeler Höhe eine alte Römerſtraße, wie dieſe Gegend noch wild und öd geweſen wäre, bezeichnet geweſen. Auch könnte von dieſem Steine aus, wenn die in Martinshöhe erbauten Häuser nicht im Wege ſtehen würden, man den Stein auf der Mittelbrunner und jenen auf der Blieskafeler Höhe zugleich ſehen.“

Was der alte Bürgermeiſter von der Volksmeinung über die ſogenannten Gollenſteine in einer Zeit, da der Begriff Römerſtraße noch recht ſpukte, zu erzählen weiß, hat für uns kaum mehr als volkſkundliche Bedeutung. Immerhin iſt es ein nicht wertloſes Zeugnis zur Geſchichte dieſer Monolithen. Dazu ſchließlich noch eine wenig erfreuliche Kunde aus unſeren Tagen. Als ich am 22. Oktober 1933 das ehrwürdige Denkmal des Gollenſteins bei Blieskafel wieder einmal aufſuchte, fand ich zu meinem Bedauern, daß Bubenhände das wertvolle Flachbild rechts von der Niſche zerſtört hatten. Ein ziemlich großes Rechteck iſt gerade aus dieſem bedeutungsvollen Relief des Götterbildes, das ich erſtmals an genannter Stelle¹ 1932, 212/213 veröffentlichte, friſch herausgemeißelt, um die ſo wertvollen Anfangsbuchſtaben zweier Namen aufzunehmen. So wird die a. a. O. 1932, 213 noch angeregte Abformung des Flachbildes², wenn ſie nicht doch geſchehen ſein ſollte, nicht mehr gelingen. Zur Erhöhung des Stimmungsreizes, den die vier Jahrtausende alte Kultſtätte dort auf der Höhe ausübt, trägt es auch nicht bei, daß ein unmittelbar auf dem Fels befeſtigtes Schild das Betreten der anliegenden Äcker und Wiefen verbietet. Mehr Achtung vor den Zeugen der Vorzeit!

¹ S. Anm. ² auf S. 81.

² Ob das Flachbild in Herman Wirths Symbolkreis (vgl. Germanien 1933, Heft 10, 289ff.) einbezogen werden darf und ob es ſich in dieſer Richtung etwa dem Flachbild der menſchlichen Geſtalt am Brunholdiſtuhl bei Bad Dürkheim (vgl. meine Arbeit hierzu: Germanien 1933, Heft 9, 268) an die Seite ſetzen läßt, wird wohl noch näher unterſucht und vor allem auch durch zeitlich naheſtgehende Parallelen geſtützt werden müſſen. Der Gedanke an germaniſche Kultſymbolik ſcheint mir mit F. Sprater bei dem Brunholdiſtuhl jedenfalls eher vertretbar als bei dem Gollenſtein; hier wie dort aber iſt es die rheiniſche Kulturlandschaft, auf deren Boden die große Auseinanderſetzung zwiſchen antiker Kultur und germaniſchem Volkstum ſtattſand, aus der heraus unſer ſpäteres Deutſchtum hierzulande erwuchs. In dieſem Zusammenhang möchte ich auch auf das Vorkommen des von Hans A. Ludwald an dieſer Stelle (1933, 340ff.) behandelten Ringkreuzes hier in der Weſtmark hinweiſen. Wiederholt findet es ſich z. B. auf den zweitauſendjährigen Grabſteinen des Waſſerwaldes bei Zabern (vgl. Albert Fuchs, Bausteine zur Elſaß-Lothringiſchen Geſchichts- und Landeskunde XV, Zabern i. E. 1914, S. 175, Tafel 27); aber auch der mit ſymboliſchem Bildwerk verſchiedener Art geſchmückte Grabſtein des Kanonikus Theodorich von 1222 aus der alten romanischen Stiftskirche von St. Arnual-Saarbrücken zeigt es; das ſchon von Pietſch, Von alter und neuer Friedhofskunſt (Deutſche Bauhütte 12, 1908, 332f.) als Sonnensymbol gedeutete geometriſche Zeichen darf wohl mit dem zum ſog. Salomonsknoten umgebildeten Hakenkreuz zusammengebracht werden, an das auch Darſtellungen auf dem Türſturz an der Kirche von Rüſſingen (Rheinpfalz) und dem Bogenfeld von der Altſtädter Kirche in Pforzheim erinnern (Albert Becker, Pfälzer Volkskunde [1925], Abb. 44; Erich Jung, Germaniſche Götter und Helden in chriſtlicher Zeit [1922]

Rufer im Streit

Kritik zur Historikertagung in Königsberg i. B. Jeder Historiker vertritt ganz selbstverständlich die Ansicht, daß die Geschichtswissenschaft für das Leben und die Lebenden da ist und nicht nur eine vielleicht interessante aber müßige Beschäftigung mit den Vorgängen und Zuständen, den Dingen und Menschen der Vergangenheit. Es genügt aber nicht diese Ansicht zu haben und zu vertreten, man muß auch dement-sprechend handeln. Und daß es daran fehlt oder daß in dieser Beziehung noch nicht genug getan wird, bewies die Hauptversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, die vom 3.—8. September letzten Jahres in Königsberg stattfand. (Der Beitrag erscheint trotz zwangsläufig verspätetem Erscheinen zeitgemäß. Red.)

Die Vertreter der Geschichtswissenschaft, die Forscher, Geschichtsschreiber und Lehrer haben drei Wege, um auf die Lebenden und für sie zu wirken. Den Weg über die Vorträge und Seminare an den Hochschulen bzw. den Geschichtsunterricht, den Weg, durch Veröffentlichung ihre Forschungsergebnisse oder wissenschaftlichen Meinungen in Zeitschriften, Zeitungen und Büchern sowohl den interessierten Kreisen als auch der größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, und schließlich den Weg, durch Vorträge in aller Öffentlichkeit oder im geschlossenen Kreis zu wirken. Die beiden ersten Wege sind bisher bevorzugt worden. Es ist nun aber an der Zeit, den dritten stärker und gründlicher zu begehen als vordem.

Sinn einer Tagung der Historiker kann eigentlich nur der sein, einerseits die persönliche Fühlungnahme zwischen den einzelnen Gelehrten und den interessierten Laien zu ermöglichen oder zu vervollkommen und andererseits in die Öffentlichkeit hinaus zu wirken, um der Geschichtswissenschaft und ihren Vertretern die Geltung und Wirkung zu verschaffen, die ihnen gebührt. Der dritte Zweck einer solchen Tagung könnte noch der sein, die Teilnehmer über neue Forschungsergebnisse, insbesondere soweit

sie den Ort der Tagung und seine Landschaft betreffen, zu unterrichten. Aber dieser Zweck ist sehr wenig maßgebend, denn alle an den Einzelfragen, die auf einer solchen Tagung erörtert werden, arbeitenden Gelehrten oder daran teilnehmenden Menschen können sich, auch ohne eine solche Tagung zu besuchen, aus der Fachliteratur eingehend genug unterrichten, und notfalls untereinander Rückfrage halten.

Von den beiden Aufgaben einer solchen Historikertagung hat die Veranstaltung in Königsberg keine recht erfüllt. Es waren von rund 300 Teilnehmern nur etwa 110, die nicht aus Ostpreußen stammten, sondern die aus dem Freistaat Danzig und dem Reich kamen. Es waren zwar sehr anerkannte Fachgelehrte anwesend, jedoch in so geringer Zahl, daß dabei eine persönliche Fühlungnahme der Fachgelehrten insgesamt gesehen wie der Fachgruppen und ihrer Mitglieder untereinander nicht stattfand. Das gleiche trifft für die Anwesenheit der interessierten Laien zu, sowie der Geschichtslehrer an Volks- und höheren Schulen. Nicht einmal aus Ostpreußen waren genug solcher Damen und Herren erschienen. Eine Wirkung auf die Öffentlichkeit hat die Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine fast gar nicht gehabt, wenn man von den sehr kurzen Berichten der örtlichen Presse absieht.

Die Entschuldigung, daß bei den früheren Tagungen auch nicht mehr Mitglieder anwesend gewesen seien, und die Wirkungen in die Öffentlichkeit hinaus auch nicht größer gewesen sei, zieht nicht. Sie besagt schließlich nur, daß im alten Sinne — um nicht zu sagen im alten Trott — weiter gearbeitet wird. Das deutsche Werden der Gegenwart erfordert aber gerade bei einer Tagung der Historiker und ihrer Vereine, jetzt wo dieses Werden in einen entscheidenden Abschnitt getreten ist, eine andere Haltung und ein anderes Auftreten.

Die deutschen Geschichts- und Altertumsvereine haben weit mehr als hunderttausend Mitglieder. Wir haben zudem mehrere tausend als Historiker arbeitende und wir-

245). Vgl. noch Herman Wirth, Vom Ursprung und Sinn des Hakenkreuzes (Germanien 1933, 161 ff.). Wie weit das uralte Heilszeichen von Zabern und St. Arnual-Saarbrücken innerlich etwa auch mit dem viel älteren Gollenstein zusammenhängt, bleibt eine ungelöste Frage; näher steht jenen Ringkreuzen von Zabern die Symbolik des Brunholdisstuhls.

tende Menschen in Deutschland. Eine Beteiligung von 300 Teilnehmern ist auch dann, wenn man die Kosten, die dem einzelnen erwachsen, anrechnet, geradezu kläglich. Die Tagung machte deshalb den Eindruck, als wenn sie um den Satzungen zu genügen und um des nun einmal aufgestellten Programms wegen, nicht aber aus dem Willen zur Wirkung, stattgefunden hätte. Diese Kritik bezieht sich natürlich nicht auf die Teilnehmer selbst, die ja ihren guten Willen gezeigt haben, sondern auf die Fehlenden.

Der Systemwechsel, der sich in Deutschland vollzogen hat und der ja mehr ist als eine bloße Änderung von Formen, erforderte von keinem wissenschaftlichen Fach so sehr wie von dem der Geschichte eine Stellungnahme zu dem Werden der Gegenwart. Die Meinungen sind mehr denn je vielgestaltig, die Auffassungen verschiedenartig, die Fragen brennend und groß, so daß die Historiker berufen und verpflichtet waren, zu den Vorgängen Stellung zu nehmen und ihren inneren Sinn und die Folgerichtigkeit des inneren deutschen Freiheitskampfes aufzuweisen. Das Interesse für alle Fragen der Geschichte ist im Volk außerordentlich gewachsen. Wenn Männer wie Teudt, Wirth und Spengler Tausende und aber Tausende von Anhängern und Freunden haben, wenn ihre Vorträge überfüllt sind, wie kommt es dann, daß die Geschichtswissenschaftler, die diesen Männern die wissenschaftlichen Qualitäten streitig machen, zwar vielleicht noch volle Kollegs haben, aber auf öffentliche Vorträge und damit auf die Wirksamkeit, auf die interessierten Menschen weitgehend verzichten? Warum ist auf der Historikertagung in Königsberg nicht ein einziger öffentlicher Vortrag in einem großen Saal an einem Abend gehalten worden? Viele der im kleinen Kreis gehaltenen Vorträge, insbesondere die vorzüglichen Ausführungen der Vor- und Frühgeschichtsforscher Dr. Petersen, Breslau, Dr. Engel, Königsberg, und Professor Dr. Unverzagt, Berlin, hätten sich ausgezeichnet für ein größeres Publikum geeignet. Aber auch einige der in den allgemeinen und „öffentlichen“ Versammlungen gehaltenen Vorträge, die leider in den Vormittagsstunden stattfanden, hätten interessierte Zuhörer in großer Zahl gefunden, wenn sie in größeren Sälen am Abend stattgefunden hätten. So besonders die Vorträge von Professor Dr. Blahoff, „Die Türken vor Wien“ und Oberstleutnant a. D. von Schaefer, „Ostpreußen im Weltkrieg“. Die genannten Wissenschaftler, aber auch andere Herren,

die in Königsberg waren, haben durchaus die Fähigkeiten, um einen größeren und wissenschaftlich weniger vorbereiteten Zuhörerkreis die erörterten Fragen und die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse nahezubringen. So waren zwar alle Vorträge auf den Behauptungskampf des Deutschtums im Osten und seine historische Begründung und Rechtfertigung eingestellt, aber die ostpreußische Bevölkerung und die große Öffentlichkeit der Deutschen im Reich hat nahezu nichts davon gehabt.

Von einer solchen Tagung der Historiker war, wie schon bemerkt, zu erwarten, daß sie zu dem System- und Meinungswechsel und zu den Fragen des Werdens der Gegenwart Stellung nehmen würden. Eine solche Stellungnahme mußte über den Rahmen der üblichen Begrüßungs- und Festansprachen hinaus erfolgen. Gewiß war in vielen der Vorträge das eine oder andere, das sich auf dieses gegenwärtige Werden und die Entwicklung, in der wir uns befinden, bezog. Aber nur ein Vortrag, der von Professor Dr. Keyser, Danzig, „Die völkische Geschichtsauffassung“ ging tiefer und wesentlicher darauf ein. Leider hat auch Keyser, eben weil er sich vor einem wissenschaftlichen Zuhörerkreis befand, nur die wissenschaftlichen Voraussetzungen und die grundsätzlichen Forderungen und Aufgaben für eine völkische Geschichtsauffassung in sehr feiner und tiefeschürfender Weise behandelt. Ein Geschichtsbild, das die Entwicklung der letzten Monate und der kommenden Jahre erhellte und deutlich macht, wurde überhaupt nicht zu zeichnen versucht. Wenn die Wissenschaftler dies denjenigen überlassen, die sie selbst als wissenschaftlich, ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt, nicht ausreichend und unzuverlässig bezeichnet, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn sie selbst weniger Wirkung in der Öffentlichkeit haben als sie wünschen und meinen.

Die hier ausgesprochene Kritik hat nicht den Zweck, irgend jemand zu belasten, sondern einzig und allein den, auch in die Arbeit der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine und der Gelehrtenwelt neues Leben hineinzubringen, neue Anregung zu geben und den Anstoß für eine Entwicklung darzustellen, die die Geschichtswissenschaft zur rechten Wirksamkeit bringen soll. Die Teilnehmer an der Hauptversammlung der genannten Vereine werden sicherlich nicht nur aus den Vorträgen, sondern vielleicht noch stärker durch die ostpreußische Heimat und ihre Menschen Anregungen empfangen haben. Es ist aber zu wünschen, daß es dabei nicht bleibt, sondern daß, wenn schon die

Königsberger Tagung selbst kaum eine Wirkung auf die Öffentlichkeit hatte, nunmehr die Teilnehmer das, was sie dort gesehen, gehört und erfahren haben, einem größeren Kreise zugänglich machen. In diesem Sinne hat die Historikertagung, deren Bedeutung und Aufgabe für den großen deutschen Osten, sein Schicksal und seine Zukunft der Führer des Bundes Deutscher Osten, Dr. F. Lüdtke, eindringlich aufgezeigt, hofsentlich doch noch ihre Wirkung.

Kurt Pastenaci.

Klassische Archäologie und deutsche Urgeschichte. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ veröffentlichte im letzten Jahre unter der Überschrift: „Auch die Attische Jungfrau? schwere Vorwürfe gegen die Verwaltung des Alten Museums in Berlin. Nachdem vor kurzem die aufsehenerregenden Mitteilungen des Professors Edoardo Galli, des Konservators der Provinz Kalabrien, über die Fälschung der „Thronenden Göttin“ des Berliner Museums den Kampf um die Authentizität der Statue neu entfesselt haben, sind neuerdings in internationalen Archäologenkreisen schwere Zweifel auch an der Echtheit der im Jahre 1924 durch die Antikenabteilung des Berliner Museums erworbenen Marmorstatue, die als „Attische Jungfrau“ und aus dem 7. Jahrhundert vor Christi Geburt stammend bezeichnet wird, aufgetaucht. Wiederum ist es Professor Edoardo Galli, der den Beweis für die Fälschung auch dieser Statue, die ebenfalls von dem durch die verschiedenen Kunsthandlängler Dr. Jakob Hirsch-Genf zu dem hohen Preise von 1 Million RM. erworben wurde, liefern will. Schon kurz nach der Ausstellung der geradezu unerhörlich erhaltene Statue, die überhaupt keine nennenswerten Spuren von Beschädigung, vielmehr noch die „ursprüngliche“ Polychromierung in Erdfarben aufweist, tauchten in Fachkreisen schwere Bedenken hinsichtlich der Echtheit dieser Neuwerbung des Berliner Museums auf. Am 16. Dezember 1925 veröffentlichte die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ einen Artikel aus der Feder des Kunsthistorikers und ehemaligen Museumsdirektors Dr. Paul F. Schmidt, in dem zuerst auf Grund kunstkritischer Betrachtungen die mannigfachen Stilwidrigkeiten des Kunstwerks demonstriert und ihre Fälschung unter Beweis gestellt wurden. Auch Professor Edoardo Galli führt in seiner Kritik an der „Attischen Jungfrau“ aus, daß die Mißproportionen des Körpers, die grobe fragenhafte

Formung des Gesichts, dem der Fälscher das den archaischen Statuen eigentümliche Lächeln aufzuprägen sich bemüht habe, die plumpen Rudelfalten der Gewandung, sowie die überaus häßliche Armhaltung, ohne weiteres erhellen, daß es sich hier um eine nicht einmal raffinierte, sondern um eine plumpe Fälschung handele. Über die Herkunft und den Fundort der „Attischen Jungfrau“ hat die Museumsverwaltung ebenso wie über Herkunft und Auffindung der „Thronenden Göttin“ (Ankaufspreis 1¼ Millionen RM.) bisher mystisches Dunkel walten lassen. Beide Statuen wurden auf das Vertrauen der Museumsleitung in das Ehrenwort des Herrn Dr. Jakob Hirsch-Genf gekauft, mit dem er seine Versicherung bekräftigte, daß es sich um einen von einer griechischen Insel stammenden Fund handele, der unter allergrößten Schwierigkeiten aus Griechenland herausgeschmuggelt worden sei. Gegenüber dem früheren Besitzer habe sich Dr. Hirsch zur unbedingten Verschwiegenheit hinsichtlich der Herkunft der Statue verpflichtet müssen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, von den griechischen Behörden wegen Vergehens gegen das Gesetz gegen Ausfuhr von Antikenfunden, das hohe Gefängnis- und Geldstrafen vorsieht, verfolgt zu werden. Aus internationalen Archäologenkreisen kommt jetzt wiederum die Anregung, durch einen unparteiischen Ausschuß von anerkannten Kunstfachverständigen und Künstlern von Rang die beiden umstrittenen Statuen des Berliner Museums einer sorgfältigen Prüfung unterziehen zu lassen. Bei Feststellung der Fälschung, die nach Professor Gallis Auffassung ohne Schwierigkeiten gelingen würde, eröffnet sich die Möglichkeit der Rückgängigmachung der Fehlkäufe. Auf jeden Fall sollte es sich die Berliner Museumsleitung endlich angelegen sein lassen, zu den gerade in letzter Zeit sich mehrenden Zweifeln angesehener Fachkreise an der Echtheit der beiden attischen Statuen des Alten Museums eingehend Stellung zu nehmen.“

Mit den Angriffen Gallis ist die Frage der Echtheit oder Fälschung natürlich keineswegs entschieden. Man könnte die Zweifel „internationaler Archäologenkreise“ auch auf Neidgefühle zurückführen, aber es ist dabei zu bedenken, daß, wenn aus unläuterer Beweggründen erreicht würde, die umstrittenen Figuren für Fälschungen zu erklären, doch kein anderer Staat etwas davon hätte. Wesentlich ist, daß Jakob Hirsch, der Händler, schon in andere unsaubere Geschichten verwickelt gewesen ist. Vor oder nach den Berliner Ankäufen? Welche Personen (Museumsleitung besagt nicht viel) haben

dann dem Ehrenwort des Ehrenmannes Glauben geschenkt?

Aufgebracht wurden jedenfalls 1 Million und 1/4 Million. Es ist dabei nicht entscheidend, ob diese Beträge vom Staate oder durch private Stiftungen aufgebracht worden sind. Sie gingen jedenfalls für ein ausländisches „Kunstwerk“ ins Ausland. Für welche Aufgaben der deutschen Urgeschichte wurden auf einmal schon derartig hohe Summen aufgewandt? Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“ hat sich z. B. seinerzeit dafür eingesetzt, daß ausreichende Mittel für die Freilegung des Trierer Tempelbezirks bereitgestellt wurden. Dort würden solche Aufwendungen zweifellos richtiger und — ungefährdeter zu verwenden gewesen sein. Für die Zukunft müssen wir jedenfalls mit aller Entschiedenheit verlangen, daß vor allem anderen die Belange der deutschen Urgeschichte berücksichtigt werden. Um diese Forderung zu stützen, wäre es wertvoll zu wissen, wieviel in den einzelnen Jahren nach dem Kriege für deutsche Urgeschichte und für die klassische und orientalische Archäologie von Staats wegen ausgegeben worden ist.

Barbarenlegende. Die „Nordischen Stimmen“ (Adolf Klein-Verlag, Leipzig S 3, Kantstraße 75, jährlich 12 Hefte, 6 RM.) bringen im Maiheft letzten Jahres folgenden bemerkenswerten Hinweis: „Gelehrte wie Ungelehrte tun bisweilen so, als sei es überflüssig, die *Barbarenlegende*, d. h. die Ansicht, die Germanen seien kulturlose Barbaren gewesen, noch zurückzuweisen. Das wissen wir schon längst“, heißt es. Aber es gibt eine Unzahl erstaunlichster Fehlurteile in neuesten Werken, die zeigen, wie lebendig die alte Legende ist. Eine Mitarbeiterin verweist auf eine Stelle in dem bekannten Werk von Herm. Schneider, „*Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung*“, 1925: „Es besteht kein Grund zum Grolle gegen die Kirche, daß sie den Deutschen eine *althemische Kultur zerstörte und eine frem-*

de aufzwang. Das damalige Deutschland besaß noch kein Geistesleben, das hätte vernichtet werden, keine schöpferischen Kräfte, die die Kirche hätte unterbinden können. All das wurde erst durch das Christentum aufgebaut. Das soll man den Gelehrten nun glauben. Als Bonifatius die Eiche umhieb, ‚baute‘ er uns die bis dahin nicht vorhandenen Schöpferkräfte auf. Vorher gab es, noch kein Geistesleben‘. Man fraß und trank. — Die französische Kriegslüge von den Boches, die weder Messer noch Gabel benutzen, ist noch intelligent im Vergleich zu dieser Verteidigung des Bonifatius.“ — Schneiders Darstellung ist der 1. Band der „*Geschichte der Deutschen Literatur*“, die von Albert Köster † und Julius Petersen herausgegeben worden ist. Köster forderte die einzelnen Fachmänner mit folgenden Worten zur Mitarbeit auf: „Am liebsten haben wir uns als Lesepublikum die Welt der Studierenden gedacht und alle diejenigen, die nach einer erhöhten Bildung streben.“ Wahrscheinlich dürften heute die Studierenden eine andere als die oben wiedergegebene Auffassung verlangen!

Zeichen auf Hausgerät. Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß die Schlachtfeste ursprünglich Beziehungen zum Kult hatten. Verschiedene Bräuche deuten darauf hin. In ganz Hessen ist auf den Dörfern die Sitte verbreitet, daß sich Kinder und junge Leute zum Schlachtfest verkleidet einfinden und einen Anteil an Wurstsuppe erbetteln.

E. Hefler bringt in seiner hessischen Landes- und Volkskunde, 2. Bd., über das Schlachtfest im Kinzigtal folgendes:

„Ist in einer Familie ein Schwein geschlachtet, dann werden alle Nachbarkinder, Verwandte und gute Freunde zum „*Stechbraten*“ eingeladen. Freudigen Herzens wird von den Kleinen der bedeutungsvolle Abend erwartet, und ein jedes der Kinder reißt Messer und Gabel, die zu dem wichtigen Akte mit einem besonderen Zeichen versehen (I + † V / usw.) mitgenommen werden.“ Es wäre erwünscht, das „usw.“ zu vervollständigen. M. Blank.

„Der Träger der deutschen Reichsidee ist für uns nicht Karl der Große, sondern sein erbittertster Gegner, der Sachsenherzog Widukind. . . . Heute, an einer Jahrtausendwende, können wir erklären, daß, wenn Herzog Widukind im 8. Jahrhundert unterlag, er im 20. Jahrhundert in Adolf Hitler gesiegt hat!“

Alfred Rosenberg in seiner Rede „*Kampf um die Weltanschauung*“ am 22. 2. 1934

Aus der Landschaft

Dom Ringkreuz

Von Hans A. Luchwald

(Schluß von Heft 2, 1934)

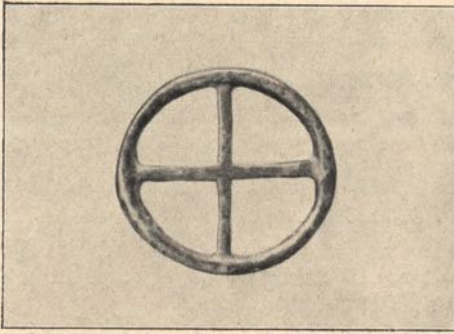
In Deutschland sind wir erst beim Sammeln und Sichten. Die erste zusammenfassende Arbeit von D. Montelius im „Prometheus“ 16 (Jahrgang 1905), von Seite 241 an ist leider wenig zugänglich und bekannt. Er hat eine große Zahl verschiedener Gebiete herangezogen. Da die unten folgenden Gruppen beachtet und genauer geprüft werden, bittet der Verfasser entsprechende

Quellenangaben unter dem Stichwort „Ringkreuz“ an ihn durch den Verlag Koehler & Amelang, Leipzig, Täubchenweg 19, senden zu wollen.

1. Ringkreuz auf Geräten, Waffen und Schmuckstücken von der Frühzeit (Vorzeit) an bis heute. So ist es zahlreich vorhanden bei den Bernsteinfunden von Schwarzort an der ostpreussischen Küste, bei den vielen süddeutschen Radnadeln und Anhängern, bei den Gürtelscheiben der Völkerwanderungszeit und den durch Glasfluß oder eingelegten Steinen so farbenprächtigen Nadeln jener Zeit, so der Adlerfibel von Cesena, und dann wieder, als schlichter



Abb. 37. Grabstein von Göhren.



Bronzering in einem Frauengrabe bei Obermöllern, aus der Zeit des Thüringer Reiches, kurz bevor es zerstört wurde (im Jahre 531) (Abb. 36.);

2. Ringkreuze auf Münzen, als Hausmarke, Wappen, Siegel; als Stempel, so als Ziegelstempel in der Lübecker Johannisikirche zwischen 1376 und 1390 und als Pilgerzeichen.

3. Ringkreuze als Zeichen der Herrschaft oder Reichsmacht: als Krone bei Rudolf von Schwaben bei seinem Merseburger Grabmal und wohl auch schon beim Herzog Wittekindmal in Enger; als Reichsapfel schon bei Ottonischen Malereien; der Apfel mit dem Ringkreuz gilt hier als Zeichen des beherrschten Erdkreises.

4. Ringkreuz bei Grabsteinen der verschiedensten Art. So bei dem Stein von Göhren (Abb. 37 und 38) jetzt in der Sammlung der Stadt Rochlitz; diese Gestaltung des Zeichens ist ein Gegenstück zu dem Zeichen auf dem Kreuze von Pflanzwirbach (Abb. 13). In anderer Art zeigt es ein Stein auf dem Landsberge bei Landsberg, Bezirk Halle.

5. Im Brauchtum:

a) Ringkreuz als Kranz,

b) als Baum, als Dueste (Abb. 39), als Ostereierbaum in Landwehrhagen bei Hannover-Münden; als Baum auch auf mittelalterlichen Holzschnitten, z. B. im „Mittelalterlichen Hausbuch“, pag. 53 a 1.

c) Ringkreuz als Brotzeichen oder als Gebäck selbst. Als Gebäck kommt es an den verschiedenen Stellen in Deutschland vor. Besonders schön ist der Brauch in dem kleinen Ort Lügde in der Nähe von Bad Pyrmont. Dort bekommen die Kinder am Ostersonnabend ein einfaches Gebäck, das sogenannte Osterrad oder den Radkuchen. Am Abend rollen dann die großen brennenden Räder zu Tal (Abb. 40).

Die Bedeutung der Heilszeichen werden wir heute nicht mehr zu gering einschätzen, nachdem wir alle erlebt haben, wie unser Hakenkreuz zum Ausdruck des Wollens des ganzen Volkes wurde, wie der Führer es vorantrug. Da, wo Worte versagen, wo aber das allen gemeinsame Hochbild sichtbar werden will, erscheint es zuerst als Zeichen und wird mit Ehrfurcht von allen begrüßt, da es sie ja im Innersten berührt. Und dadurch wird es dann zum heiligen Zeichen, daß der einzelne und das gesamte Volk, frei und doch gebunden, durch dieses

Abb. 36. Bronzering aus einem Frauengrab bei Obermöllern.

Abb. 38. Der untere Teil des Grabsteines von Göhren.

Abb. 39. Ringkreuz als Dueste.

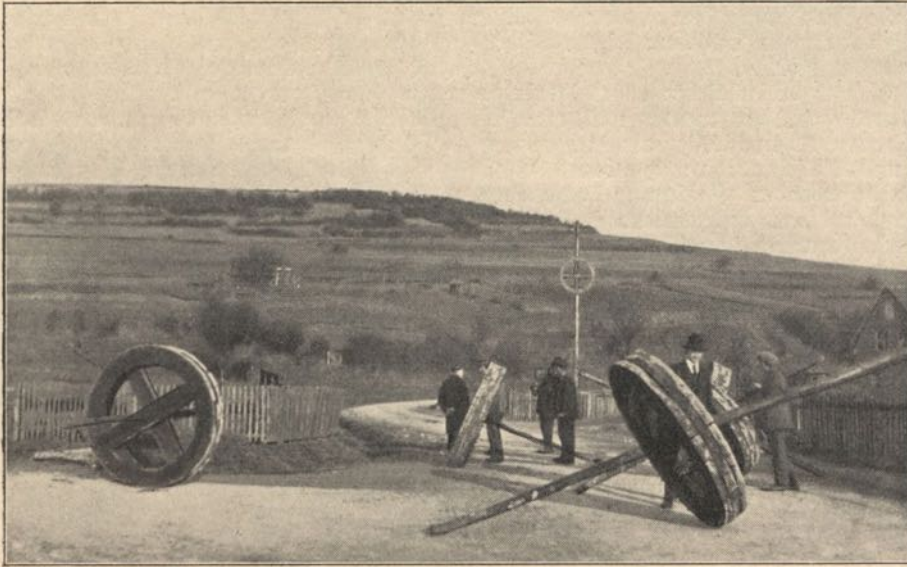


Abb. 40. Osterrad von Lügde.

Zeichen dem Ewigen Treue gelobt. Das Ringkreuz ist mit dem Hakenkreuz das uns alle einende Glaubenszeichen an das Ewige-Eins-Sein.

Richtungsbestimmung im Gelände. (Praktische Winke.) Der Freund der Vorgesichtsforschung wird öfters in die Lage kommen, die Himmelsrichtung von Grabanlagen, Fundamenten u. dgl. oder die Lage am Horizont (den Azimut) von bemerkenswerten Punkten festzustellen, um eine Kartenskizze anzufertigen oder Eintragungen in das Meßtischblatt zu machen. Der gewöhnliche Nadelkompaß ist ein ganz unzulängliches Hilfsmittel für solche Arbeiten. Versucht man den Nullpunkt seiner Gradeinteilung nach Nord zu stellen und dann die Gradzahl der anvisierten Linie abzulesen, so macht man Fehler von 10 Grad und mehr, selbst wenn man den Kompaß auf einen Zaunpfahl oder dergl. zu setzen Gelegenheit hat. Es fehlt eben an einer Visiervorrichtung.

Nun kann man diese allerdings leicht anbringen, indem man durch die Mitte der Scheibe von 10 Grad nach 190 Grad (zur Berücksichtigung der Deklination, die in Westdeutschland durchschnittlich 10 Grad West beträgt) einen Strich mit dem Glasschneider zieht und vielleicht noch an den Enden dieser Linie je einen kleinen Messingstift ans Gehäuse lötet. Die Visierlinie zeigt am Punkt 10 Grad nach Norden, wenn das

schwarze Ende der Nadel auf N (0 Grad) einspielt, und nach Süden, wenn es auf S = 180 Grad steht. Aber leider — alle übrigen Richtungen stimmen nicht, denn die Skala ist bei dieser Handhabung der Bußsole spiegelverkehrt. Statt O müßte W stehen, statt NO — NW, statt 40 Grad 320 Grad usw. Wer mag sich da zurechtfinden?

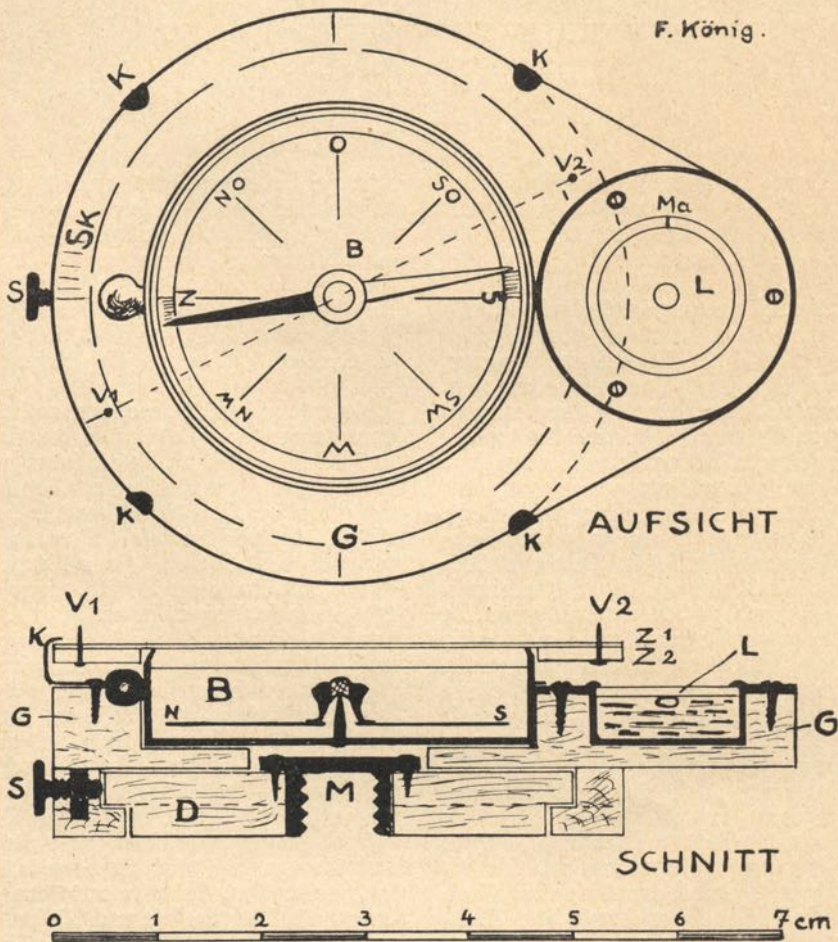
Diesen Übelstand vermeidet man beim Gebrauch einer Bußsole, bei der nach Art der Schiffskompass die Windrose nebst Gradeinteilung fest mit der Magnetenadel verbunden ist. Ein derartiger Taschenkompaß gibt die Richtung sofort an, wenn der Nordpfeil der Rose auf einen Punkt weist, der 10 Grad links von der Visiermarke liegt. Mit einem so hergerichteten Kompaß kann man also einfach und schnell mit einiger Genauigkeit Richtungen bestimmen, sofern man ihn irgendwo in geeigneter Höhe auflegen kann. In freier Hand visieren, dann die Hand zwecks Ableseung der Gradzahl senken, ohne die Richtung der Visierlinie zu verändern, — das ist ein Kunststück, was wenige fertig bringen.

Eine Richtungsbestimmung von 2—3 Grad Genauigkeit durch Visieren aus freier Hand gelingt m. W. nur mit dem großen Armeemodell der Bußsole nach Major v. Bézar d. Das kleine Modell (ohne Spiegel) erlaubt nicht die Kontrolle der Nadeleinrichtung während des Visierens und ist daher kaum genauer als die obengenannte

einfache Vorrichtung. Wer also etwa 15 RM. anlegen kann und will, dem sei der Bézard-Kompaß empfohlen.

Wer statt dessen lieber etwas Bastelgeschick und -geduld aufwenden will, kann sich ohne nennenswerte Kosten ein noch genaueres und vielseitiger verwendbares Gerät nach beistehender Zeichnung anfertigen. Man leimt aus entsprechend ausgesägten Sperrholzbrettchen ein Gehäuse G zusammen, in das die gewöhnliche Nadelbusssole B gerade hineinpaßt. Auf dem oberen Rand des Gehäuses kann man zur Erhöhung der Ablesegenauigkeit eine größere Gradskala anbringen, wie bei Sk angedeutet. Die Dosenlibelle L (von einer alten Kamera) ermöglicht Waagrechthstellung des Gerätes, das mittels der Mutter M auf dem Kamera-

stativ befestigt wird, und zwar am besten unter Benutzung eines Kugelgelenks, wie es jede Photohandlung führt. Auch die Mutter M ist dort zu haben. Sie sitzt in der Scheibe D, die drehbar im unteren Teil des Gehäuses liegt und durch die kleine Schraube S festgestellt werden kann. Man dreht das Gehäuse nach Lösen jener Schraube, bis die Nadel auf 10 Grad West einspielt. Nun zieht man S an, so daß die Gradeinteilung jetzt richtig mit 0 Grad nach Norden weist. Zum Bestimmen der gewünschten Richtung dient die drehbare Visiervorrichtung V₁ — V₂. Sie besteht aus einem dünnen Zelluloidblatt Z₁, das auf der Glasscheibe der Busssole liegt und durch den untergeklebten Ring Z₂ aus 1½ mm starkem Zelluloid zentriert wird. Wenn man keine äußere



RICHTUNGS- UND WINKEL-MESSGERÄT.

Skala anbringt, was bei einem etwas größeren Kompaß mit hochliegender Gradeinteilung ja nicht nötig ist, kann man diesen Ring natürlich aus undurchsichtigem Stoff, z. B. Holz von einer Reifschiene, anfertigen. Genau durch die Mitte der Scheibe Z_1 ist ein Strich geritzt, der die beiden Visierstiftchen V_1 — V_2 verbindet. Die Visiergenauigkeit beträgt mindestens 1 Grad, es hat keinen Zweck, sie durch Anbringung eines Diopters zu erhöhen, da die Genauigkeit der Gradablese ja nicht größer als 1—2 Grad ist. Man kann also mit diesem kleinen und leichten Gerät von einem Punkte aus rasch und genau alle möglichen Richtungen bestimmen und auch die Ausdehnung von Objekten in bekannter Entfernung messen.

Man notiert sich am besten die Gradzahlen und überträgt sie zu Hause in die Kartenskizze. Es ist einfacher, hierfür einen Gradmesser aus Papier oder Blech zu benutzen, als das Meßgerät durch Anbringung eines Linealhalters nach Art des Bézard-Kompasses dafür verwendbar zu machen.

Eine weitere Anwendung des Gerätes ist die Messung von Böschungswinkeln, z. B. bei der Untersuchung von Wallburgen. Hierzu klappt man das Kugelenk um 90 Grad herum, so daß die Visierscheibe senkrecht steht. Damit sie nicht abfällt, sind die Blecheden K vorgesehen. Man richtet nun die Linie N — S der Gradeinteilung waagrecht, indem man das Bläschen der Libelle auf die am Rande eingefeilte Marke Ma einstellt. Nach Anziehen des Schraubchens S kann man parallel zur Böschung visieren, nach irgendeinem Merkpunkt in Höhe des Gerätes. Mißt man gleichzeitig die Länge der Visierlinse, so ergibt sich daraus durch Multiplikation mit dem \cos des Winkels die Höhe des Walles. Größere Genauigkeit ist natürlich durch Anbringung zweier Röhrenlibellen an Stelle der Dose zu erzielen. Aber schließlich wollen wir ja nicht den Landmessern und Markscheidern Wettbewerb machen! Inzwischen sind zwei neue Visierkompaße in den Handel gekommen, von E. Busch und nach Dr. Leutenegger. Diese leisten für unsere Zwecke annähernd dieselben Dienste wie der Bézard-Kompaß, nur sind die Teilungen nicht so genau. Dr. F. König, Soest.

Deutsches Freilichtmuseum. Eine Anregung, die W. Scheuermann in den „Hamburger Nachrichten“ gibt, möchten wir durch „Germanien“ weiter verbreiten helfen: „Auf der letztjährigen Berliner DLG-Ausstellung hatte die Landwirtschaftskammer Pommern verschiedene Stücke aus-

gestellt, die zum kultischen Jahreskreislauf Beziehungen haben. Nach Schluß der Ausstellung hat die Landwirtschaftskammer diese Stücke dem neuen Deutschen Freilichtmuseum überwiesen, das unter Leitung von Prof. Dr. Hermann Wirth in Entstehung begriffen ist.

Wir haben bisher in Deutschland noch kein Freilichtmuseum von der Art des großartigen schwedischen Nationalmuseums Skansen; lediglich in Königsberg besteht ein Ansatz, der dort selbstverständlich auf das engere Gebiet Ostpreußens beschränkt ist. Aber dieser Ansatz gestattet zu beurteilen, wie die zukünftige große Anlage, würdig des deutschen Volkes und seiner Vergangenheit, aussehen wird. Prof. Dr. Wirth will die gesamte deutsche Geistesgeschichte insbesondere mit der aus ihr nicht herauszulösenden Entwicklung des Gottesgedankens zur Anschauung bringen. Dabei erweist sich auf Schritt und Tritt, wie sehr gerade das Bauerntum der Erhalter der Väterart gewesen ist und noch immer ist. Ein solches Museum wird also in ganz hervorragendem Maße ein Spiegel der bäuerlichen Kultur aller deutschen Gaue werden müssen.

Insbesondere werden solche Dinge auszustellen sein, die eine Beziehung zum Kult haben. So ist der Erntekranz wohl noch überall im Gebrauch, aber in jeder Gegend windet man ihn etwas anders, und darauf kommt es an. In vielen dieser Kleinigkeiten liegt ein tiefer Sinn verborgen. Wir werden also in dem neuen Museum die Erntekränze sämtlicher Gegenden vereinigen müssen, und hoffentlich finden sich überall verständnisvolle Spender, die für das künftige Nationalmuseum einen Kranz genau so, wie es in der Gegend bestes Herkommen ist, winden lassen und ihn an Prof. Dr. Wirth nach Michendorf bei Berlin schicken.

Und dann wird große Mustering auf dem Speicher zu halten sein. Da steht noch so manches Stück, welches als Hausrat nicht mehr Dienst tut und das man doch, weil alte Sippenerinnerungen daran hängen, nicht an den Trödler verkaufen will. Da sind Mangelbretter und Badformen mit geschnitzten Mustern, Kinderwiegen mit eingekerbten oder aufgemalten Sinnbildern, Truhenbretter und Stuhllehnen mit alten Hausmarken, kurz, unzählige Dinge, die erst voll zur Geltung kommen werden, wenn sie eingereicht in ihresgleichen im Deutschen Museum für Geistesgeschichte stehen werden.

Die „Hamburger Nachrichten“ haben sich durch den Abdruck dieser Anregung ein großes Verdienst erworben, und hoffentlich wird sie rechten Erfolg haben! Nur eine

Einschränkung ist natürlich zu machen: Nicht jedes Stück eignet sich für dieses Museum, auch wenn es an sich gut und alt ist. Es handelt sich um solche Stücke, die irgendwie kultische Sinnbilder bewahrt haben. Durch eine Anfrage mit kurzer Beschreibung und beigefügter Zeichnung wird man sich leicht vergewissern können, ob eine Einsendung erwünscht ist.

Windmühle und Malkreuz. In der Ausstellung „Der Heilbringer“ wird unter anderem eine „Tunschere“ aus Friesland gezeigt, die den sästigen Jahres- oder Lebensbaum darstellt, der mit der entsprechenden Jahresymbolik versehen ist. Unter anderen erscheint auch eine Windmühle daran, deren Flügel das Malkreuz bilden und dies denn auch darstellen sollen. Ein Besucher der Ausstellung, der aus Holstein stammt, äußerte dazu: jetzt werde es ihm verständlich, warum in seiner Hei-

mat zu Ostern immer die Windmühlenflügel als Malkreuz ausgerichtet stehen müßten, während sie beim Tode des Windmüllers so gestellt würden, daß sie ein Rechteck bildeten. — Aus diesem Brauch geht nicht nur hervor, daß die Deutung der Windmühlenflügel als Malkreuz und überhaupt als Jahreskreuz richtig ist; er zeigt auch eindringlich, wie sich noch im späten Mittelalter uralte Sinnbilderschau an neue technische Formen angeschlossen — ähnlich dem uralten Spinnwirtel und dem späteren Spinnrade. — Wo kennt man ähnliche Bräuche?

Dr. J. D. Plafmann.

Gaugerichtsstätte bei Nordhausen. Die Zeichnung zu diesem Aufsatz (Heft 2, S. 37) stellt nicht, wie durch ein Versehen angegeben, das „Riewenheiwet“ dar, sondern die „Gaugerichtsstätte beim Dorf Niedersachsenwerfen, Ansicht fast genau von Osten“.

Die Bücherwaage

Haenichen, Wilhelm, **Wie siegen die Germanen am Teutoburger Wald? Lager Sturm und Verfolgungskampf.** Berlin, Lufen & Lufen, 1933. 61 S. mit Abb. u. Kartenskizzen. Groß-Oktav (F). Hlw. 2.50 RM.

Ein neues Buch über die Varus-Schlacht. Der Verfasser ist ein erfahrener Pionier-General und Forscher in der germanischen Frühgeschichte seit seinen Jugendjahren. Keiner von den Lokalpatrioten, mit denen er sich u. a. in der Vorrede und gelegentlich im Text beschäftigt, und deren Meinungen er eine sehr wertvolle tabellarische Quellenübersicht gegenüberstellt, um aus ihr seine Erkenntnisse über des Varus Lager und Niederlage abzuleiten. Daß er Fachmann in militärtechnischer Hinsicht ist, erleichtert ihm auch das richtige Übersetzen der alten Schriftsteller. General Haenichen ist einer von den Forschern, der Arminius gleichsetzt mit dem Siegfried der deutschen Heldensage, ohne auf des Tacitus Worte Bezug zu nehmen, daß die Germanen ihn in ihren Helldengesängen feierten. Um so unbedenklicher können wir den Vergleich aus der Edda und der Sage vom Hürnin Siegfried folgen.

Ein rein wissenschaftlich gerichtetes Buch, trotz des hervortretenden warmen Soldatenherzens des Verfassers für seinen Helden

und für die Leistungen der Truppe. Die Geschehnisse werden sehr anschaulich dargestellt. Wir erleben den Überfall im Lager und die anschließenden dreitägigen Kämpfe bis zum schwer errungenen Siege. Haenichen hat klargestellt, daß das Hermannsdenkmal bei Detmold inmitten des Schauplatzes der ersten großen Taten des Arminius-Siegfried errichtet wurde. W.

Volk und Wissen, Berlin, Brehm Verlag 1933, 8°, je etwa 30 S. Herausgeber: Professor Dr. Hanns von Lengerken.

Eine Reihe von Bändchen, die in kurzen Abrissen die Forschungsergebnisse „der biologischen und kulturellen Grundlagen des nationalen Sozialismus“ der Allgemeinheit näher bringen wollen. Die bis jetzt vorliegenden zehn Bändchen bringen Darstellungen über Grundlagen der Vererbungslehre, die Erblehre des Menschen, Abstammungslehre und den Entwicklungsweg des Menschen. Einer Einführung in die deutsche Rassenkunde steht eine Abhandlung über Rasse und Politik zur Seite, sowie ein Abriss über Rassenhygiene. Ein Kulturbild des Frühgermanentums gibt das Heft „Vor 3000 Jahren“, dem sich zwei weitere Arbeiten über Feldherrntum und Kriegskunst der Germanen und über germanische Religion

anschließen. — Die Verfasser sind bekannt als namhafte Gelehrte ihres Faches: Dr. Groß, Dr. Frhr. von Verschuer, Professor Schütz, Dr. Weinert, Dr. Kozwig, Dr. Wurr, Dr. Frhr. von Buddenbrook, Professor Kefel und Dr. Jörg Lehler, der Schriftleiter vom „Mannus“. — Die Bändchen sind durchweg gut geschriebene, leicht verständliche Arbeiten; die Bildbeigaben sind sorgfältig ausgewählt. Die Ausstattung der Hefte ist mustergültig. Der niedrige Preis von 90 Pf. für das Bändchen wird es hoffentlich vielen ermöglichen, sich die empfehlenswerten Bücher zu beschaffen. — Wir behalten uns vor, auf einzelne Bände noch zurückzukommen.

Koerner, Bernhard, **Handbuch der Heraldik**. Görlich, Verlag f. Sippenforschung und Wappenkunde E. A. Starke. 6. und 7. (Schluß-) Lieferung 1933. Groß-Quart. Einzellieferung 9.— RM.

Das Handbuch bringt Deutungen des Hakenkreuzes, des Sechsz- und Achtrades, der Rauten, Dreiecke und Fünffterne, die wie stets an Hand eines reichen Bildmaterials gegeben werden, von dem besonders die bunten Wappentafeln hervorzuheben sind.

Besondere Beachtung verlangt in den Schluß-Aufsätzen eine Arbeit von Heinar Schilling, die auf fast fünf Seiten die Runen aus 48 verschiedenen Reihen zusammenstellt. Es ist wohl die vollständigste Aufzählung dieser Art. Eine nochmalige handliche Zusammenfassung der Runenreihen auf einer Tafel ist zu begrüßen. S—s.

Meier-Böke, August, **Urgeschichte des deutschen Volkes**. Langensalza-Berlin-Leipzig, Julius Beltz 1934. 215 S. Groß-Oktav (F). 3.80 RM.

Das Buch bringt eine knapp gefasste Übersicht über die deutsche Vorzeit. Die Gliederung des Buches ist klar und übersichtlich, durchaus vom germanischen Raum aus gesehen. Sie ist deshalb ebenso zu begrüßen wie die den Zeitabschnitten beigegebenen Übersichtstafeln, die teilweise im Bild, die Leitformen der einzelnen Zeiten bringen. Das Buch ist frisch und lebendig geschrieben. Die Begeisterung, mit welcher der Verfasser ans Werk ging, ist bis zur letzten Seite zu spüren. — Einzelne Irrtümer und sprachliche Unebenheiten müssen aber bei einer Neu-Auflage berichtigt werden. S—s.

Zeitschriftenchau

Vorzeitpflege und Forschung

W. Schleiermacher, **Das vorgeschichtliche Kunstwerk**. Das Bild. Monatschrift für das deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. H. 1, 1934. Verlag E. F. Müller-Karlsruhe i. B. In dem mit hervorragend guten Bildern versehenen Aufsatz sucht diese neue Zeitschrift den Blick zu wecken für das künstlerische Erschauen und Erfassen unserer vorgeschichtlichen Funde, in denen wirkliches Kunstschaffen weit allgemeiner zum Ausdruck kommt, als das in späteren Zeiten bei den Dingen des täglichen Gebrauchs zu beobachten ist.

Zur geistigen Kultur der Germanen

Karl Theodor Strasser, **Stalben und Troubadours**. Die Sonne. Armanenverlag-Leipzig. 10. Jahrg., Heft 12, 1933. Die in Südfrankreich beheimatete Troubadourdichtung hat ihre Blütezeit von

1050—1300. Wenn an der Entstehung dieser Geisteskultur auch die germanische Blutzufuhr aus der Völkerwanderung stark beteiligt ist, so zeigt sich doch in dieser Dichtung, die sich im Liebeslied, der Frauenvergottung, dem Preis der Frauenherrschaft erschöpft, bereits wieder ein völlig unnordischer Zug. Weit älter dagegen ist die nordische Dichtung, die ihrerseits stark anregend auf den Süden gewirkt hat. Um 500 n. Chr. herrscht auf germanischem Gebiet das Heldenlied. Von 700 ab bahnt sich alsdann ein neuer Stil an: Die Staldendichtung (von 700—1100) ist ebenfalls Gegenwartsdichtung, aber sie ist durch und durch männlich, heldisch. Sie pflegt die Zeitballade, die Schlachtenschilderung, das Preislied, den Männervergleich, die Haupteslösungen, während das Liebeslied geradezu verboten und unter Strafe gestellt ist im Norden. / Otto Sigfrid Reuter, **Unordischer und eurasischer Zählbrauch**. Mannus, Band 25, Heft 4,

1933. Dem alten Norden ist bisher die Fähigkeit zur Bildung großer Zahlen abgeprochen worden, ohne daß darüber je eine Untersuchung stattgefunden hat. Diese Untersuchung ergibt dagegen, daß sogar zwei hochentwickelte Zählbräuche im Gebrauch gewesen sind, die in den germanischen Sprachen bis heute nachwirken. Neben dem uns heute geläufigen Zulegeverfahren (32 — drei Zehner und zwei Einer) erscheint im Nordgermanischen die sogen. Oberstufenzählung, bei der die Einer auf den nächsthöheren Zehner bezogen werden, die sich in Wendungen wie anderthalb, drittelhalb, $\frac{1}{25}$ Uhr auch bei uns erhalten hat. Dieses Verfahren, das ungewöhnliche Anforderungen an die Begriffsbildungskraft stellt, ist offenbar sehr alt, hat sich aber als allgemeingermanisch nicht erweisen lassen. Dagegen erscheint es als Lehngut bei den finnisch-ugrischen Völkern und im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. bei den Alttürken in Südsibirien und in der Mongolei, offenbar auch hier als urnordische Entlehnung, wobei die Finno-Ugrier die Mittler gewesen sein mögen. Als Entstehungsgebiet der Oberstufenzählung muß Schweden angesehen werden, da nur hier die Berührung mit Esten, Lappen, Finnen gegeben war, und sie in Island bereits im Abklingen ist. Bei keinem der alten Völker ist sie sonst feststellbar; dagegen erscheint sie merkwürdigerweise in völliger Entsprechung bei den Maya in Amerika.

Kultur und Technik

Alf. Czernicki, **Niederösterreichische Urgeschichtsforschung**. Atlantis. Verlag Bibliographisches Institut A.G., 6. Jahrg., Heft 1, 1934. Unter den neueren Funden in Niederösterreich sind die keltischen Gräber von Au am Leithaberg durch ihre eigenartige Bestattungsform bemerkenswert. Die Gräber lagen 8 Meter tief in einem 8 zu 9 Meter großen Viereck aus Trockenmauern oder waren durch Trockenmauern miteinander verbunden. Weitere Funde konnten aus der mittleren Bronzezeit und

aus der Langobardenzeit geborgen werden. Die Slavenzeit zeigt sehr minderwertige Reste. Bedeutungsvoll ist hier ein sogenanntes Drantenkreuz aus Blei aus dem 9. Jahrh., das einen betenden Christus in der Art der byzantinischen Darstellungen zeigt. / Gustav Bernhard, **Ein steinzeitliches Bergwerk im Schotter des Hochrheins?** Mannus, Band 25, Heft 4, 1933. Bei dem Dorfe Herdern am rechten Rheinufer südlich von Schaffhausen liegt das Grubenholz, ein von merkwürdigen Gruben und Gräben durchzogenes Waldgelände in der Rheintalebene. Bei Grabungen hat sich herausgestellt, daß der Rheinschotter unter dem Walde zahlreich durchzogen ist von Höhlungen und Stollen, die von Menschenhand herrühren. Auf Erz kann hier nicht gegraben worden sein. Die tiefreichende Verwitterung des Gesteins hat auf den Gedanken geführt, daß hier eine jungsteinzeitliche Anlage zur Steingewinnung vorliegt, wie sie auch aus anderen Gegenden bekannt geworden sind. Ein tatsächlicher Beweis durch Fundstücke hat sich allerdings noch nicht finden lassen. / Helmut Preidel, **Vorgeschichtliche Spielwürfel aus der Gegend von Pödersjam**. Ebenda. Aus dem Bezirk Pödersjam war bereits ein bei Dollana gefundener Kalksteinwürfel mit eigenartigen Zeichen bekannt. Bei Klein-Tschernitz im gleichen Bezirk wurden nun zusammen mit Töpferware aus der Zeit von 1000—800 v. Chr. ein Würfel aus hartgebranntem Ton, vierzehn durchlochte Kügelchen und drei Spielsteine gefunden, die die gleiche Verzierung aufweisen, also als Spiel zusammengehören. Der Würfel trägt an Stelle der bei keltischen Würfeln sonst üblichen Punktaugen oder Doppelkreise eigenartige, schriftzeichenähnliche Zeichen. Inzwischen ist noch ein zweiter, ganz ähnlicher Würfel bei Kollenschowitz, Bez. Pödersjam zutage gekommen. Verfasser möchte in den Zeichen weniger Schriftzeichen mit Lautwert als Idiogramme sehen. Auf alle Fälle ist die Frage der vorgeschichtlichen Schrift durch diese Funde um ein neues Kapitel bereichert worden. Hertha Schemmel.

„Warum wußten wir nichts von unseren eigenen Ahnen?

Warum? Weil wir nichts wissen — durften.“

„Totila“ in „Die deutsche Apotheke 2. Jg. Nr. 33“

Vereinsnachrichten



Einladung

zur 7. öffentlichen Tagung in der Pfingstwoche 1934 in

Bad Harzburg

Dienstag, den 22. Mai, bis Donnerstag, den 24. Mai.

(Besuch des Duestenfestes siehe unten.)

Tagesordnung:

Dienstag, den 22. Mai:

20.00 Uhr im Kurhaus: Begrüßungsabend.

Zur Einführung: „Der Harz in der Vorgeschichte.“

Mittwoch, den 23. Mai:

8.00 Uhr Abfahrt zur Harzburg bei Bienenburg.

Anschließend Besuch der Ausgrabungen am Sudmerberge bei Oker.

13.00 Uhr Rückkehr. Essen in den Unterkünften.

15.00 Uhr ab: Auffahrt zum Burgberg, Besichtigung und Abstieg durch das Schrodtal unter Führung.

20.15 Uhr Lichtbildvortrag. Prof. Dr. h. c. Schulze-Naumburg:
„Germanische Kunst aus Blut und Boden.“

Donnerstag, den 24. Mai:

8.00 Uhr Abfahrt zum Königstein.

12.00 Uhr Frühstück in Blankenburg.

13.30 Uhr Fahrt zur Kofstrappe.

17.30 Uhr Rückfahrt nach Bad Harzburg.

20.30 Uhr Zwangloses Beisammensein im Kasino. Aussprache.

Schluß der Tagung.

Freitag, den 25. Mai:

Ausflug zur Subertuskapelle bei Sehlde nach Verabredung.

Schlußwort: Dir. Teudt.

Bemerkungen:

Die Führungen liegen in bewährten Händen des Harzburger Altertums- und Geschichtsvereins. Herr Dir. Teudt wird verschiedene Berichte geben.

Bei Besuch des Duestenfestes ist zu berücksichtigen, daß die Hauptfeier in der Nacht vom 21. zum 22. stattfindet und Unterbringung in Duestenberg nicht möglich ist. Für die Tagungsteilnehmer ist Führung und am 22. nachmittags Autobusfahrt nach Bad Harzburg vorgesehen.

Tagungsbeitrag (einschl. Lichtbildervortrag) 4.— RM. Einzeltag 1.50 RM. Duestenberg und Subertustapelle je 1.— RM. (Schülerarten die Hälfte).

Unterkunft und Verpflegung in Bad Harzburg, Autofahrten usw. zu besonders billigen Preisen.

Anmeldungen sind bis spätestens 13. Mai an die Kurverwaltung in Bad Harzburg zu richten. Besondere Einladung für Mitglieder im 4. Heft.

Platz

Oberstleutnant a. D., Vorsitzender, Detmold, Bandelstr. 7.

Ortsgruppe Hagen. Am 3. Februar 1934 hatten sich zahlreiche Freunde aus dem Sauerlande und Industriegebiet zusammengefunden, um einen Vortrag über „Wallburgen im unteren Lenne- und Volmegebiet“ zu hören. Der Vortragende, Herr Rektor Frommann, gab eingangs einen kurzen Überblick über Forschungsarbeiten, die auf diesem Gebiet schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts geleistet worden sind. Unsere „Wallburgenwanderung“ führte zunächst ins Ennepetal zum Hilligenplatz, Burg, Bollberg und Burg bei Halver. Die deutlichsten Reste einer Wallburg finden sich auf dem Bollberg, einem von drei Seiten wasserumflossenen Berg. — Manche Ortsnamen in der Nähe von Halver ließen sich in Verbindung mit einstigen Wallburgen bringen, wie Lünsenburg, Winkelburg, Klauenburg usw. —

In der Gemeinde Dahl ist die Wallburg Ambrock mit zwei durch zwei Nebentwälle verstärkten Wällen. — Im Kiersper Gebiet deuten Trozenburg (a. d. Aggerquelle), Wolzenburg, Limburg, Isenburg und Burg bei Düren auf vorgeschichtliche Bedeutung. — Südl. Scherl lassen sich in der Nähe von Schwenke Wallburgreste nachweisen. —

Eine der interessantesten und geheimnisvollsten Wallburgen ist uns die Szburg mit einer Hauptburg nach Süden und einer östl. Vorburg. Ein kegelförmiger Hügel aus Asche, Tonscherben und Knochenresten läßt nach Mummenthey auf Leichenverbrennung schließen. Sichere Spuren einer vorgeschichtlichen Burg finden sich auch bei Hohenlimburg auf dem Raffenberg. In gleicher Gegend liegt die „Franzosenchanze“.

Lenneaufwärts kommen wir weiter südlich zu gut erhaltenen Wallanlagen auf einem Berg unweit Letmathe, um den die Lenne in großem Bogen herumfließt. Fast 8 m hohe Wälle stehen am Eingang der Burg. Eine Merkwürdigkeit ist die wellenförmige Mauerkrone. Weiter führte uns der Weg nach Ohle zur alten Kirche mit Ost-

turm, der früher in Verbindung zu einer mittelalterlichen Burg gestanden haben muß. Bei Ohle liegt auf dem „Sundern“ die große „Hünenburg“ mit starken Steinwällen. Zum Schluß wurde noch die Petenburg bei Hülscheid und die Nölkenburg bei Einscheid erwähnt. Der Redner stellte vier Grundtypen von Burgen heraus:

1. Die mittelalterliche Burg (Steinbau in enger Verbindung mit Wall), 2. die Einwallburg (Franzosenchanze), 3. die frankenzeitliche Burg (Peien- und Nölkenburg), 4. die altsächsische Burg auf unzugänglichem Berg mit großem Ring und oft noch vorgelegertem größeren Ring mit Vorbauten (Szburg).

Selbstgefertigte Karten und Lagepläne dienten sehr zum Verständnis des Vortrages. Wenn allen Anwesenden die Augen geöffnet worden sind darüber, wo und wie noch vorzeitliche Wallburgspuren zu finden sind und sich alle aufmachen, zu suchen um Neues zu finden und Altes zu vervollständigen, ist das der beste Lohn für die Arbeit und Mühe des schon betagten Vortragenden. Eine rege Aussprache gab zahlreiche Anregungen und beschloß den Abend.

R.-P. S.

Der Duestenberg. In der Anmerkung 1 auf Seite 39 des Hornungheftes (zum Aufsatz „Eine Gaugerichtstätte bei Nordhausen?“ von Dr. E. Runge) wird die Erhaltung des Duestenberges der zufälligen Anwesenheit von Professor Herman Wirth in Duestenberg zugeschrieben. Ich möchte das dahin richtigstellen, daß die Erhaltung des Duestenberges Herrn Professor Hans Hahne-Halle zu danken ist, der in mehrjährigen Auseinandersetzungen mit den zuständigen Behörden, der Gemeinde und dem in Frage kommenden Industrie-Unternehmen die Sicherung des Berges als Naturschutzgebiet durchsetzte. Die Duestenberger haben das dankbar mit der Ernennung Hahnes zum „Duestenvater“ anerkannt.

Hage Hamkens.

JAHRES=BEITRAG

Den Posteinlieferungs-exemplaren dieses Heftes liegt eine Zahlkarte (Postcheckkonto Leipzig 4234) bei, die alle Mitglieder, die ihre Beiträge in Vierteljahrstraten zahlen, zur Überweisung für das erste Vierteljahr 1934 (3 RM) benutzen wollen. Zur Vereinfachung empfehlen wir, nach Möglichkeit sofort das erste Halbjahr (6 RM) zu bezahlen, gleichzeitig bitten wir freundlichst, alle etwa noch ausstehenden Beträge aus dem Jahr 1933 mit zu übersenden.

Aus postalischen Gründen muß die Zahlkarte der Gesamt-Post-Auflage beigelegt werden.

Wir bitten deshalb die Mitglieder, die ihre Beiträge schon überwiesen haben, die Zahlkarte zu vernichten.

GERMANIEN

Monatshefte für Vorgefichte



Hier spricht Thüringen,
das schöne, geschichtreiche Land im Herzen Deutschlands

Das Thüringer Fähnlein

Monatshefte für die mitteldeutsche Heimat

Herausgeber Reinhold Besper

Berlag G. Neuenhahn, Jena

Monatlich ein Heft, 64 Seiten, Vierteljährlich 3.00 RM

Geschichte und Vorgesichte, Volkstunde

Landschaft, Wirtschaft

Vom Thüringer Volksbildungsministerium, der Landesberatungsstelle für öffentliche Bäckereien, der Landesleitung Thüringen des NSDAP, von zahlreichen anderen amtlichen und öffentlichen Stellen sowie von sämtlichen Heimat- und Verkehrsverbänden als maßgebende volkstümliche Heimatzeitschrift Thüringens anerkannt und empfohlen.

In zweiter, durchgesehener und vermehrter Auflage liegt vor:

G. Meckel / Liebe und Ehe

bei den vorchristlichen Germanen

Kartontiert RM 1.60

Die Darstellung wendet sich an Hand der Quellen gegen die weitverbreitete Anschauung, daß die altgermanische Frau nur das rechtlose Objekt männlicher Willkür gewesen sei und daß erst die christliche Kirche Einehe und sexuelle Moral in Germanien begründet habe. Es wird im Gegenteil bewiesen, daß die Einehe schon seit unvordenklichen Zeiten bestand und daß der vielberufene Brautkauf eine Abmachung über Mundkauf und Mitgift und nicht ein „Kauf“ im modernen Sinn des Wortes war. Die germanische Ehe war die in feierlichen Formen eingegangene volle Lebensgemeinschaft von Mann und Frau und nicht nur sexuelle Bindung der Gatten aneinander. Antike Berichte, einheimische Denkmäler und namentlich die Sagas Alt-Islands vermitteln uns ein Bild hoher geschlechtlicher Ethik.

Der zweiten Auflage wurde ein Anhang beigegeben: Zur Stellung der Frau im germanischen Altertum. Er räumt Mißverständnisse beiseite und bereichert höchst glücklich die vorausgegangene Darstellung durch weitere überzeugende Belege aus den Quellen des germanischen Schrifttums.

„Die Neue Literatur“ über die erste Auflage:

„Meckel führt uns zu dem klaren, eindeutigen Wortlaut der Quellen, auf ihnen baut er seine klare, kritisch-kühle und doch warm empfundene Darstellung auf. Und wie prachtvoll schlicht und stark sind die Männer und Frauen, die er vor uns erstehen läßt. Und wieder erkennt man, welcher reiche Schatz in altgermanischer Überlieferung steckt.“

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

BÜCHER ZUR KONFIRMATION

Einhart / Deutsche Geschichte

Bis 1934 fortgeführt, völlig neu bearbeitet

25 Jahre nach dem ersten Erscheinen seiner „Deutschen Geschichte“, die um die Jahrhundertwende in nationaler Opposition gegen die schwächliche Außenpolitik der Bismarck-Epigonon entstand, veröffentlicht Justizrat Claß (Einhart) die bis zur Gegenwart fortgeführte 15. Auflage seines Werkes. Was er seit Jahrzehnten erstrebt, Adolf Hitler hat's vollbracht: Ein einzig Volk unter kraftvoller Führung.

Gr. 8°, etwa 550 Seiten. In Ganzleinenband 6.80 RM

Rudolf Herzog

Geschichte des deutschen Volkes und seiner Führer

Glühende Liebe zum deutschen Volk, zur deutschen Heimat kennzeichnen das Gesamtwerk des Dichters Rudolf Herzog, der bereits in den „Nibelungen“ und in „Deutschland, mein Deutschland!“ deutsche Heldengestalten und deutsche Landschaft Hunderttausenden nahe gebracht hat. Im Jahre der nationalsozialistischen Revolution schrieb Rudolf Herzog, der schon in den Kampffahren öffentlich für Adolf Hitler eintrat, dieses Geschichtswerk, das sich dank seiner hinreißenden Sprache und klaren Erfassung der Männer, die Geschichte gemacht haben, rasch Volkstümlichkeit erwerben wird.

Mit 16 Abbildungen deutscher Führer in Kupfertiefdruck.
Gr. 8°, über 350 Seiten. In Ganzleinenband 4.80 RM

Hogislav von Selchow

Der deutsche Mensch

Zwei Jahrtausende deutscher Geschichte

„Schon nach den ersten 50 Seiten folgt man in regster Anteilnahme der geistigen und politischen Entwicklung des deutschen Menschen, erlebt man die Geschichte des deutschen Volkes von der Vorzeit über „Alt-“ und „Zwischenzeit“ bis zum Anbruch der „Wirkzeit“. Wir haben hier ein gehaltvolles Geschichtswerk für den neuen Menschen und ganz besonders für die reifere Jugend.“
Königsberger Allgemeine Zeitung

Ganzleinenband 5.80 RM

ERSCHIENEN IM VERLAG K. F. KOEHLER IN LEIPZIG